

Der Frankenbund

Zeitschrift für Heimat- und Volkskunde

Der Beitrag zum Frankenbund beträgt für 1935 RM. 4.— und ist bis 1. April bzw. 1. Juli 1935 beim Verlags-Dr. Würzburg 99804 bei Postfachstelle Würzburg zu überweisen. Wo eine Ortsgruppe besteht, wird der Bundesbeitrag durch diese eingezogen.
Nach 1. 10 bezugslosungen müssen Überweisungen für das kommende Jahr bis spätestens zum



30. September des laufenden Jahres beträgt sein. Abschlußrechnung gilt als vollständige Verrechnung der Mitgliedschaft.
Alle finanziellen Beiträge für die Zeitschrift sind an den Schriftleiter Dr. Anton Friedl, Würzburg, Westerting 7, zu senden. Die Rückzahlung von unentlangten Beiträgen kann nur erfolgen, wenn das Mitglied beigetragen hat.

Nr. 3

1935

Nimmer heimatlos!*)

Gedanken und Erinnerungen von Peter Schneider

Da ich diese Zeilen zu schreiben beginne, während Karfreitagszauber über dem frühlingstümben fränkischen Lande liegt, muß ich schöner Kinder- und Jünglingsjahre gedenken. —

Wer in Bamberg geboren wurde und aufwuchs, der ist und bleibt eine Art Kulturluther, gleichviel, welchem kirchlichen Bekenntnis er angehört oder wie er sich im Laufe seines Lebens weiter entwickelt. Ist er im katholischen Bekenntnis geboren, so wirken die Eindrücke seiner Jugendjahre mit besonderer Stärke nach, und selbst wenn er sich später auch streng kirchlichen Bahnen entfernt hätte, gibt es doch Augenblicke, in denen der Kulturlutherismus auch beim Gleichgültigen oder beim Freigeist wieder durchbricht; denn die religiösen und im Verein damit die künstlerischen Eindrücke der Siebenhügelstadt, der Stadt Heinrichs und Kunigundens, waren einst auch für ihn überwältigend groß. — Ich sehe noch heute im Geiste die endlosen Scharen von Menschen aller Bekenntnisse, die sich am Karfreitag den Michaelsberg hinauf und dann am Vaterhaus vorbei zum Besuch der Heiligen Stäber drängten und schoben. Endlos, endlos war dies, und zwischen den festtäglich gekleideten Städtern wallten die Bauern und Bäuerinnen des Umlands mit gleichmäßigem Schritt daher. Drinnen in der Nikolaus-Kapelle der Michaelskirche und in der Gruftkirche von St. Petrus, da lag der vom Kreuze genommene Schmerzensmann, beweint von Johannes und den frommen Frauen, und ringsum strömten Hyazinthen ihre betäubendsten Düfte aus, nickten Primeln und Hortensien; die Gräfte hatten sich in Blütengärten gewandelt. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Dieser Tote, um den sich Kunst und Natur mit glühender Liebe drängten, war schon wieder lebendig, bevor noch das „Resurrexit“ der Auferstehungsfeier von allen Türmen hallte.

*) Unter diesem Titel bringen seit im Laufe des Jahres eine längere Reihe von Folgen aus einem nicht gebundenen Buche unseres Bundesleiters. Seine Ausführungen wollen nicht eine Selbstbehauptung im landläufigen Sinne sein; sie verdienen unserer Beachtung mehr noch durch die geschichtlichen und kulturellen Gedankengänge, die nebenherlaufen oder eigentlich die Hauptthemen sind.
Die Schrift.

Zahllose Eindrücke dieser Art stürzten auf den jugendlichen Menschen ein, schmeickelten sich in seine Seele. Es ist klar, daß die Stellung von Kindern einer solchen Stadt zu der kirchlichen Kunst eine andere sein muß als von jenen, die fern her und auf dem Umweg über gelehrte Bildung dieser Kunst nähertreten. Wir lachten schon als junge Menschen zuweilen über Auserungen fremder, besonders norddeutscher Besucher, die zu vertrat schienen, daß sie der kirchlichen Kunst Süddeutschlands mit demselben Verständnis sich nahten wie einer arabischen Moschee oder einem indischen Buddhatempel. Noch heute schüttle ich zuweilen den Kopf über Fehlurtheile von Männern, die vielleicht im Gewölbbebau gotischer Kirchen sehr gut bewandert sind, aber nicht ebenfogut in den wichtigsten Voraussetzungen der kirchlichen Kunst. Diese Voraussetzungen sind — die inneren und äußeren Forderungen des Kultes bis in alle Einzelheiten. Kultus und kirchliche Kunst sind untrennbar miteinander verknüpft, und wer Kirchen als Museen betrachtet, der täte besser, den Fuß nicht über ihre Schwelle zu setzen. Es war darum auch geradezu lächerlich, als vor mehreren Jahren eine Berliner Zeitung im Tone hoher Entrüstung schrieb, die Bamberger sollten es sich nicht einfallen lassen, auf eigene Faust die Chorapsis ihres Domes auszumalen; der Bamberger Dom sei ein Denkmal des ganzen deutschen Volkes, und dergleichen mehr. Möglich, daß der Schreiber jener Zeilen seine Kenntnis über dieses deutsche Nationalheiligtum von den Banknoten hatte, auf denen der Kopf des Domreiters abgebildet war, einer der schönsten Männerköpfe der deutschen Kunst, eines Königs und Heiligen, der leider auf die angegebene Weise zwar auch in viele rechte Hände kam, aber auch durch Hunderttausende von unsauberen Fingern ging und oft genug in der Herznähe schmutziger Seelen ruhte.

Der Gegenpol zu dem, was ich Kulturkatholizismus nannte, ist das Puritanertum Calvinischer Prägung. Ich blide zu dem Genfer Reformator, dem Errichter eines neutestamentlichen Gottesstaates, als zu einem von höchster religiöser Leidenschaft erfüllten Menschen mit Bewunderung hin; aber darein mischt sich auch ein Stranen, und von ihm zu meiner Seele und, wie ich glaube, zu der Seele sehr vieler meiner Landsleute führt keine Brücke. In Ostfranken hat jedenfalls puritanischer Geist keine tiefen und bleibenden Eindrücke auf den Kultus ausgeübt, während in Rheinfranken das schärfere Auge solche Eindrücke bis in das katholische Bekenntnis herein feststellt. Es war für mich ein erschütternder Eindruck, in der Marienkirche zu Hanau neben der erhabenen Mystik des hohen gotischen Chores ein von 1558 bis 1561 erneuertes Langhaus zu sehen, dessen verünftelnde Kahlheit nichts, aber auch gar nichts mehr von einem Gotteshaus verrät. Übrigens hat ja in neuerer Zeit eine Abkehr von diesem Geiste begonnen, und sie ist noch nicht zu spät gekommen.

Wer aber von den Wirkungen einer solchen Jugend-Umwelt berichten muß, der tut gut daran, nicht den Glorienschein einer außergewöhnlichen Jugend um seine eigene Person weben zu wollen, sondern sich eher als willenlos empfangendes Kind in einem Meere einbrechender Lichtstrahlen zu betrachten und darzustellen. Dies ist ja überhaupt ein Grundfehler der meisten Lebensbeschreibungen, daß sie das Wort „Ex ungue leonem“ auf alle Auserungen einer oft recht harmlosen, ja nichts sagenden Kindheit anwenden. Mancher, der es gar nicht zu einem Löwen gebracht hat, läßt von einem nur erträumten Nimbus einen noch viel kläglicheren Abglanz auf seine Jugend zurückfallen. Hierher gehört noch eine andere Gewohn-

heit, die sich nicht nur auf die Jugendzeit bezieht, nämlich daß man auf das eigene mittelmäßige Leben die Mängel der Zusammenkünfte mit berühmten oder hochgestellten Persönlichkeiten setzt. Von all dem ist in diesen Ausführungen, die einen andern Zweck verfolgen als viele der herkömmlichen Selbstlebensbeschreibungen, keine Rede. Ich verschweige daher absichtlich die Namen bedeutender Zeitgenossen, denen ich mich irgendwann und irgendwie nähern durfte, wenn dieses Zusammentreffen ohne Einfluß auf mein eigenes Leben geblieben ist.

Sperehe ich aber von Rückwärtsverherrlichung, so kann ich eine Art davon nicht übergehen, die uns schon im Knabenalter deutlich genug vor Augen trat. Um den Geschichtsunterricht handelt es sich, den wir an der Hand von teilweise ungenießbaren Lehrbüchern genossen. Es ist ein Gemeinplatz, daß nichts schwerer ist als der Versuch einer überparteilichen, vorurteillosen Geschichtsschreibung. Eines der berühmtesten Beispiele dafür ist der alte Tacitus, der im ersten Kapitel seiner Annalen versichert, er werde „sine ira et studio“ schreiben, und der auf der nächsten Seite damit beginnt, seinen Germanicus zu hell und seinen Tiberius zu dunkel zu malen. Es ist ganz klar, daß dies nicht nur in der angeborenen Seelenverfassung begründet ist, sondern vor allem auch in dem Staat, in den man hineingeboren wurde. Seine Form bestimmt die geschichtliche Betrachtung der vorausgehenden Zeitalter. Die Hauptschwäche der amtlichen Geschichtsschreibung in der Einheitszeit ist die Rückwärtsverherrlichung des Herrschergeschlechts und die Darstellung, als ob auch schon jedes einzelne Stück der früheren Entwicklung bedeutend, zielbewußt, mit weitschauenden Gedanken geschwängert gewesen sei. Die Wirkung zufälliger Ereignisse, die Tatkraft großer Diener des Staates, die Tragkraft eines gesunden Volkes werden nur zu leicht in Herrscherverdienst umgefälscht. Den Gestalten mittlerer Größe wird ein hoher Kothurn untergeschoben, um Schwachsinrige und Bössartige der berühmte Mantel gehängt. Dieser Geist muß sich ganz besonders in Schulbüchern und im Schulunterricht auswirken. Unser unzulängliches Lehrbuch der Bayerischen Geschichte ließ vor unseren erstaunten Augen eine lange Reihe mittelalterlicher Schattengestalten aufmarschieren und suchte unsere Teilnahme für sie zu wecken; sie waren und blieben uns aber nur merkwürdig durch ihre seltsamen Beinamen, indem etwa der eine „Der Gebartete“, der andere „Mit der Haste“, der dritte gar „Der Kneufel“ hieß. Unsere Zuneigung hatte einzig und allein jener Christoph, der einen unmenschlich großen Stein schleudern und in hohem Sprunge Nägel aus einer Wand stoßen konnte; er hatte ja auch, heidi, den prahlerischen Woiwoden von Lublin in den Sand gestreckt! Das Kostliche bei dieser Rückwärtsbestrahlung ist aber, daß die wirklich bedeutenden Gestalten dabei zu schlecht wegkommen. In unserem Geschichtsbuch malte eine sanfte Abendröthe dem alten Ludwig I., der doch auf alle Fälle, trotz Posa Montez und Ludwigsstraße, ein sehr eigenwilliger und eigenartiger, ja in mancher Hinsicht großer Herrscher gewesen ist, nur dieselben roten Wächchen wie seinem sehr viel weniger bedeutenden Vater und seinem unbedeutenden Sohn, die da als gleichwertige Helden neben ihm standen. Quitpold wurde zwar der Gütige genannt, aber von der Verleumdung, ja von den Anfeindungen, die dieser Mann seit seinem Regierungsantritt auf lange Zeit zu bestehen hatte, drang zu uns natürlich nicht die mindeste Kunde. Wollte man uns darüber die Wahrheit sagen, so hätte man allerdings nicht einer byzantinischen Geschichtsschreibung vor

den Kopf gestochen, sondern der Seelenhaltung weiter Vollstrecke, welche an dem Namen eines seit langem geisteskranken und zuletzt durchaus vollfremden Herrschers mit einer Schwärmerei hingen, die das Maß der Vernunft weit überschritt, ohne doch auf der anderen Seite das wirklich große Verdienst dieses Königs um Richard Wagners Lebenswerk zu begreifen.

Zugegeben, daß die Todesart Ludwigs II. auf das Voll, ja auf die Wässer den denkbar stärksten Eindruck machen mußte, so daß es fraglich ist, ob überhaupt in Europa jemals eine Nachricht gewaltigeres Aufsehen erregt hat als die vom 13. Juni 1886! Daß Könige, mit oder ohne Gerichtsverfahren, erdolcht, erschossen, enthauptet wurden, war ja nichts völlig Ungewöhnliches; aber Ertrinken? „Ein König ertrinkt nicht so leicht“, sagte einst König King zu Frithhof. Die erschütternde Nachricht ist eine meiner frühesten Kindheits Erinnerungen. Ich sehe mich noch heute mitten unter Spielsachen auf dem Fußboden, da kommt mein Vater zum Mittagessen herein, schwingt mit bestürztem Gesicht ein kleines schwarzerändertes Zeitungsblatt, und ich sehe noch, wie sich Betroffenheit über die Züge meiner Angehörigen legt. Diesen kleinen Vorfall hatte ich übrigens wieder vergessen, bis er mir viele Jahre später infolge von Gedankengängen, die sich mit Ludwigs II. Tod beschäftigten, plötzlich wieder ins Gedächtnis zurückgerufen wurde. Ich sprach damals als Univeritäts-Student in den Ferien oft mit meinem alten Lehrer und Freund Dr. Johann Schmaus über mystische oder halbmystische Gegenstände; Schmaus war als Oberpfälzer solchen Dingen sehr zugänglich. Damals war nun oft die Rede von jenen bekannten Weissagungen, die sich mit den Hohenzollern und mit den Wittelsbachern beschäftigten, von dem „Vaticinium Lehninense“ und dem „Vaticinium Baranum“. Vergeblich zerbrachen auch wir uns den Kopf, was das wohl für ein todeswürdiges Verbrechen gewesen sein könnte, das, nach der Weissagung vom Kloster Lehnin, jener Hohenzoller begangen haben mußte, der nach der Reihenfolge der Herrscher nur Kaiser Wilhelm I. sein konnte; denn von diesem hieß es: „Hic scelus audet morte piandum.“ (Dieser wagt ein Verbrechen, das mit dem Tode gefühnt werden mußte.) Ganz besonders aber beschäftigten wir uns mit der allerdings seltsamen Weissagung vom Kloster Benediktbeuren, die von Ludwig II. sagte: „Et hic peribit in undis.“ (Und dieser wird in den Wellen untergehen.) Schmaus erzählte dabei, daß er sich mit seinem Freunde Vogelgsang schon Jahre vor dem Tod des Königs über diesen Satz unterhalten habe und daß Vogelgsang in seiner herb-humorvollen Art die Auslegung gab: „Ich was, vielleicht stirbt er an der Wasserfucht!“ Als dann das tragische Ende des Königs wirklich eintret, erinnerte man sich der Weissagung, und Dr. Sigl schrieb darüber in seinem „Vaterland“ aufsehenerregende Zeilen. Ich selbst lernte später den wissenschaftlichen Streit kennen, der um diese Weissagungen tobte, und die Einwände, die gegen ihre Echtheit erhoben wurden; meine Teilnahme für solche Dinge ist aber nicht so stark, daß ich mich eingehend damit hätte beschäftigen müssen. Ich selbst gebe die Möglichkeit echter Weissagungen zu, habe aber — soll ich sagen als Franke? — keinerlei Anlagen nach dieser Richtung. Meine „Ahnungen“ erfüllen sich, soweit es um Persönliches handelt, fast nie, und auch als Medium bin ich denkbar ungeeignet.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderfahrten durch Franken in der deutschen Romantik

Von Walter Webe

Deutsche Romantik — sehnsuchtschwer klingt das Wort, denn ihr Geist war selbst Sehnsucht nach neuen Lebensformen, weil eine allgeschäftige Alltäglichkeit die drängende Forderung stellte nach dem Ausgleich mit den überwirklichen Strebungen von Geist und Seele; und diese Forderung ist gezeugt und genährt von einem Grundgesetz des deutschen Wesens, daß es niemals haltmachen kann in den geengten Bezirken des unmittelbaren Wirkens und Geschehens. Beruhigung und Berechtigung für all sein Handeln, Sinn und Wert alles Werdens findet der deutsche Mensch erst in der Verbundenheit mit dem, was jenseits der Grenze des handgreiflich Erfassbaren gelegen ist. Immer hat es Zeiten und Richtungen gegeben, die jener eingeborenen Sehnsucht nicht achten wollten, und immer fanden sich wieder die Überwinder solchen materialistischen Geistes. Im 18. Jahrhundert war die „Aufklärung“ in Deutschland zum Siege gekommen, und sie trug in sich aufbauende Kräfte genug, um weiteste Gebiete des deutschen kulturellen Lebens in ihrem Sinne umzugestalten; aber sie vergaß dabei eben jenes wesenseigenen Juges alles Deutschen und aller Deutschen zum Metaphysischen. Berlin war Mittel- und Ausgangspunkt der Aufklärung und es wurde auch die Heimat gerade jener Menschen, die andere Wege und Ziele suchten. Tied und Wadenroder waren Bahnbrecher des neuen romantischen Fühlens und Denkens; daß sie es aber werden konnten, verdankten sie zu einem bestimmenden Teile dem Erlebnis der fränkischen Landschaft und ihrer Kultur.

Im gleichen Jahre 1773 und in der gleichen Stadt Berlin geboren, waren Ludwig Tied und Heinrich Wilhelm Wadenroder schon auf der Schule Freunde geworden. Ein langes Leben hatte Tied die Möglichkeiten gewährt, seine künstlerischen Fähigkeiten voll auswirken zu lassen, aber der begabtere von ihnen, Wadenroder, mußte schon ein Jahr nach dem Erscheinen seines einzigen Werkes, den „Herzenergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, im Alter von 26 Jahren sterben. Sein Vermächtnis übernahm der Freund, und sein Geist blieb wirksam durch die ganze deutsche Romantik. An dem, was Schule und Leben in dem aufklärten Berlin ihnen zu geben hatte, empfanden sie wohl ein dumpfes Ungenügen, noch sahen sie daraus nicht den Ausweg; die Erweckung, die umgestaltend — über ihr eigenes Denken und Wollen hinaus — die ganze Romantik erfasste, erlebten sie auf der Reise nach Franken und in der fränkischen Universitätsstadt Erlangen, wo sie ihr erstes Hochschulsemeister zubrachten.

Die Wahl Erlangens als Universität traf der Vater Wadenroders. Preußen hatte Ansbach und Bayreuth mit der Landeshochschule Erlangen neu erworben; als eifriger preussischer Beamter wollte der Geheimreiterkriegsrat Wadenroder, daß die Neuvererbung auch Geltung erlange, und so schickte er seinen Sohn und dessen Freund nach Erlangen. Aber die Reise dahin berichtet ein Brief Tieds aus Erlangen an seine Schwester vom 2. Mai 1793: Von Berlin geht die Fahrt über Wittenberg und Leipzig nach Thüringen. Aberaus reizvoll erscheint den jungen Studenten das Saaleetal, das sie von Weiszenfels über Raumburg und Dornburg bis Jena

Nimmer heimatlos!

Gedanken und Erinnerungen von Peter Schneider

(Fortsetzung.)

Und doch hätte ich, wenn es der erbgeschichtliche Zufall so gewollt hätte, jenes ungewöhnliche Ahnungsvermögen erben können, das meiner Schwester Sibylla zuteil wurde. Sie hatte dies von dem mütterlichen Großvater meiner Mutter, der als richtiger Schäfer mehr wußte als andere Menschen. Er, geboren in Adelsdorf (1128 Otelohendorf) im Nischtal, war herrschaftlicher Schafmeister, zuerst im Bannkreis des alten fränkischen Königshofs Forchheim, in Thurn bei Heroldsbach (1007 Herigoltesbach, „Bach des (Edlen) Herigolt“); später hütete er die Herden eines Barons von Pflummern in dem Dorf Saffansfahrt bei Bamberg. Die Bewohner dieser Ortschaft waren in meiner Jugendzeit nicht sonderlich berühmt; aber das kam von später zugezogenem, unruhigem Volk. Den Grundhof bildeten zwangsversiedelte Sachsen, wie denn der Ort im Jahre 1124 als Sassenware, d. h. Sachsenfähre, erscheint. Solche Sachseniedlungen aus der Karolingerzeit finden sich in der ganzen Gegend; ein Sassenhof, d. i. Dorf der Sachsen, liegt auch unfern von Bamberg, die Orte Untes- und Tiefenflümnig erinnern an die Stürmer (Sturmarii), einen Zweig der Nordalbingen, und der alte Seußling, in großer Nähe von Saffansfahrt, gemahnt in seiner alten Form Siuselingun (1013) an das gelegentlich bezeugte Wülkeim der Susler. Gerade hier war ja auch durch die Nachbarschaft der bedeutenden Frankensiedlungen Buttenheim und Eggolsheim und des Königshofes Forchheim die Möglichkeit gegeben, die in ihrer Heimat so widerspenstigen Sachsen unter leichter Aufsicht zu halten. Genug: Dieser schäferliche Urgroßvater trug trotz seines friedlichen Berufes den altgermanischen Kampfnamen Wichert (Wighart), davor den Namen jenes Apostels, der einst für seinen Meister das Schwert gezogen, und seine jüngste Tochter heiratete den Bawern Balthasar Kröppel, dessen Name sich von Hrotbert, fränkisch gesprochen Hrotobert, herleitet. Dieser besaß einen Hof und 35 Tagewerk Grundbesitz in Großbuchfeld, einem kleinen Dorf mit nur 18 Häusern, das nach Schnaid pfarrte. Eines seiner neun Kinder wurde meine Mutter; und ich bin mir wohl bewußt, was ich dieser Abstammung verdanke. Bei sehr vielen Menschen mag es ungesäht wie bei Goethe sein, daß sie vom Vater Statur und Lebensführung, von der Mutter aber die Frohnatur und Blanderlust geerbt haben. Bei mir ist es im ganzen genommen umgekehrt, indem nämlich Körperlichkeit und Lebenshaltung in der Hauptsache von diesen bäuerlichen Vorfahren, die Lust und Leichtigkeit des Wortes aber von meinen städtischen Ahnen herrührt. Meine Mutter war übrigens nicht ganz so groß wie ihr stattlicher Vater und ihre hochgewachsenen Brüder, sie hatte aber einen schön geformten, langen und ziemlich breiten Schädel, lebendige braune Augen, eine schmale, lange, charaktervolle Nase und sehr langes braunes Haar, das noch im Sarg kaum den einen oder anderen Silberfaden aufwies.

Wie kam die Bawerntochter Sibylla Kröppel dazu, den Stadtbürger Johann Baptist Schneider zu ehelichen? Der Beweggrund ist überaus bezeichnend für Bamberger Verhältnisse. Mein Vater, auf dem Michelsberg zu Bamberg ansässig, war „Vandrichter“, wie seine Freunde scherzhaft sagten, und ohne Scherz gesagt „Okonom“, wie man sich früher vor-

nehmen auszubrüden beliebte; nach guter Bamberger Mundart war er Häder. Dieses Wort hatte noch vor wenigen Jahrzehnten seine volle Bedeutung; denn das Land auf den Keuperhügeln Bamberg's wurde tatsächlich damals noch nicht mit dem Pflug, sondern mit der Hade kunstgerecht bearbeitet und die Erde zu jenen kleinen Beeten ausgehäuft, die man anderwärts, aber nicht in Bamberg, „Eifänge“ heißt oder hieß. Und wenn heutzutage das Wort Häder noch an den Wiegern des Mainlandes haftet, so stimmt dieser Wortinhalt vor einer gewissen Reihe von Jahrzehnten auch auf das Bamberger Hädertum noch vollständig. Gerade Bamberg mit seiner nächsten Umgebung ist ein klassischer Boden, um den Wechsel der landwirtschaftlichen Kulturen in dem umstürzlerischen 19. Jahrhundert zu beobachten. Einst war Bamberg's Weinbau nicht unberühmt; der Südhang des Michelsberges bezeichnet in seinem echten alten Namen „Kameraten“ noch die südländische Besonderheit des Weinbaues in Laubgängen, die den Benediktinermönchen durch die Zusammenhänge mit dem Mutterloster Monte Cassino bekannt geworden sein mögen. Aber gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts verdrängte der Hopfen den Wein; das Bier siegte auf der ganzen Linie; Bamberg wurde eine Hopfenstadt, die nächste Umgebung ein Hopfenland; und jetzt legte der Häder Hopfengärten an. Neben jener Erinnerung an den Tod Ludwigs II. steht eine andere, ungefähr gleich alte: Daß meinem Vater das schwere Hopfeneisen, mit dem die Böcher für die Stangen gestochen wurden, auf den Fuß fiel und er infolgedessen wochenlang zu Bette liegen mußte. Aber auch der Hopfenbau konnte sich nicht halten; er verschwand gegen Ende des Jahrhunderts aus dem nächsten Umkreis der Stadt, und das spröde Grün des Weins und des Hopfens wurde vielfach durch das dunklere, kräftigere der Obstbäume oder auch nur des Ales und der Munkeltrübe (in Bamberg nur Mangertsen geheißen) ersetzt. Aber mochte nun der Häder Wein oder Hopfen oder Rüben bauen: Er brauchte jedenfalls eine Frau, die mit landwirtschaftlichen Dingen umzugehen verstand, und so fand viele Jahrhunderte lang ein sehr natürlicher Zufluß bäuerlichen Blutes nach Bamberg statt, an dem, trotz ihrer sonstigen Abgeschlossenheit, auch die Bamberger Gärtner einigermaßen teilnahmen. Diese Art von Landflucht hat niemals zur Entwurzelung, zur „Proletarisierung“ geführt; sie war etwas höchst Gefundes, weil sie die vom Land stammenden Menschen dem ererbten, nur etwas abgewandelten Beruf erhielt und so wertvolle Eigenschaften des Bauernstandes nicht zum Untergang verurteilte.

Doch etwas anderes freilich hat diese Blutmischung mit herbeigeführt: Daß Bamberg niemals zu einer völligen Einheit zusammengewachsen ist. Ich berühre damit eine für die Volks- und Landeskunde bedeutsame, aber selbst in der wissenschaftlichen Betrachtung noch lange nicht genug gewürdigte Seite der städtischen Kultur überhaupt. Denn nicht nur Bamberg, sondern noch viele andere Städte haben es nie zu völliger Einheit ihres Kulturbildes gebracht. Aberaus reizvoll ist es, von diesem Gesichtspunkt aus die drei fränkischen Hauptstädte Würzburg, Bamberg und Nürnberg miteinander zu vergleichen. Als ich einst in dem Buche „Bamberg, die fränkische Kaiser- und Bischofsstadt“ das Gesamtbild der Stadt zu zeichnen versucht hatte, bemängelte ein Urteiler, daß Vollständigkeit und Gewissenhaftigkeit zu weit getrieben worden seien, und fuhr dann fort: „Bisshierher kann nur ein Fremder eine Stadt scharf und anschaulich erfassen und schildern, weil

er besser als der Einheimische ihre wesentlichen Züge erkennt und nicht wie dieser allzu liebevoll lokalberühmten Kleinigkeiten nachgeht.“ Heute, mehr als zwanzig Jahre später, weiß ich, daß weder ein Fremder noch ein Einheimischer die Stadt Bamberg zu fassen und zu schildern vermag, wenn er ihr Wesen auf einen Renner zu bringen versucht. Meine Geburtsstadt ist ein schönes Ungeheuer, und ich wende dies Wort in vollem Ernst ganz so an wie einst Wieland, als er es über Goethes Odg von Verlichingen aussprach. Bamberg ist schon äußerlich keine Einheit; es fällt in eine Hügel- und in eine Talstadt (besser: in eine Stadt der Ebene) auseinander, und diese Stadt der Ebene zeigt in ihren Vierteln wieder ganz verschiedene Züge. Die Hügelstadt selbst ist teils aristokratisch-hierarchisch (adelig-priesterlich), teils, in ihren Ausläufern, klein-landwirtschaftlich, eben dort, wo die Häder wohnten. Die Talstadt nahm in ihrem Kernstück bemerkenswerte bürgerlich-patrizische Anläufe, wengleich auch hier stark mit alt-fränkisch-adeligem Wesen durchsetzt; draußen aber, in der Leuerstatt, lag und liegt die völlig wesensverschiedene Gärtneriedlung. Das alles kann nur als eine Einheit erscheinen, wenn man's aus beträchtlicher Entfernung sieht. Kein Wunder! Heinrich der Heilige hat mit dem Glanz seines Stüms, seines Domes, seiner Gelehrtenschule vieles in Deutschland überstrahlt; aber die stammliche und zum Teil rassistische Verschiedenheit der Bewohner seiner Bischofsstadt vermochte er nicht zu beseitigen. Die Franken des Castrums Babenberg — noch im Jahre 1075 halfen sie als auserlesene Reitertruppe dem Kaiser Heinrich IV. die schwere Schlacht an der Unstrut gewinnen — diese Franken wuchsen mit den hauptsächlich ostbaltischen Wenden der Gärtnerstadt nie zusammen. Aber die Bürgerstadt im Tal ist auch nicht mit der geistlichen Stadt zusammengewachsen; dies hinderten die „Immunitäten“ des späteren Mittelalters. Noch uns Kindern war der Begriff „Muntet“ ganz geläufig; wir waren „Muntetenkinder“ vom Michaelsberg, und diese Immunität führte bis in die Neuzeit herein ein gewisses Sonderleben; hatte sie doch auch ihren eigenen Friedhof — und eigene Friedhöfe, das weiß der Ungeschichtsforscher wie der Volkskundler, waren zu allen Zeiten der stärkste Ausdruck der Sonderart. Dazu der Blutzustuß vom Umland, dessen wir oben erwähnten! Er stärkte immer wieder von neuem die landwirtschaftliche Eigenart der äußeren Stadtteile (bei den Gärtnern erhielt sich diese aus eigener Überlieferung), ließ aber diese Menschen auch niemals völlig so zu Bambergern werden wie die Fischer, Schiffer, Müller und Kaufleute der unteren Stadt. Ich möchte dies durch den Hinweis auf mein eigenes Wesen bezeugen. Nur wer als Städter doch in sich eine starke blutmäßige Verbundenheit mit dem sogenannten platten Lande fühlt, ist seelisch imstande, Bestrebungen zu verfolgen, die über den Bannkreis einer jetzigen oder ehemaligen Hauptstadt hinaus ein Stammesgebiet umfassen. Ein auf und ab echter, ein „Stodbamberger“ hätte nie einen „Frankenbund“ ins Leben gerufen; ein Stodwürgurger oder Stodkürnberger ebensowenig. Es fehlte die innere Nötigung.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderfahrten

durch Franken in der deutschen Romantik

Von Walter Webe

(Schluß.)

Zehn Jahre schönster Erfüllung und heiliger Trauer sind vorübergegangen. Tied selbst hatte Anschluß gefunden an den großen Kreis der Romantiker; voll Begeisterung hatte man den Anbruch einer neuen Kunstauffassung und Lebenshaltung angekündigt, aber nur zu bald begann sich der Freundeskreis aufzulösen. Wackenroder und Novalis, in denen das romantische Wesen, die romantische Sehnsucht am reinsten Gestalt gewonnen hatte, waren schon in jungen Jahren tiefbetrauert von ihren Gefellen gegangen. Tied selbst, so freudig er überall begrüßt wurde, hatte nirgendwo eine bleibende Stätte gefunden. Da lud im Jahre 1802 eben der Freund Burgsdorff den Ruhelosen zu sich auf sein Schloß Ziebingen an der Ober. Hier nun gedachten die Freunde ihrer schönen Jugend, und im Sommer 1803 entschlossen sie sich zu einem Wiedersehen mit den Stätten ihrer jugendlichen Begeisterung. Durch Böhmen über Bayreuth kamen sie nach Bamberg, Erlangen und Nürnberg, dann suchten sie zum Teil das nachzuholen, was damals die Leichtfertigkeit Burgsdorffs vereitelt hatte. Sie zogen über Würzburg zum Speessart und von da nach Heilbronn und Heidelberg. Dann lehrten sie um und eilten durch das nördliche Franken nach Bad Liebenstein, wo sie einer Verabredung folgend mit Karl von Hardenberg, einem Bruder von Novalis, zusammenkamen. Hier konnten sie Erinnerungen tauschen, die durch die eben zurückgelegte Reise doppelt lebhaft in ihnen rege geworden waren. In ständigem Wechsel von Freude und Trauer gingen diese Wanderwochen vorüber. Freundvolles Wiederfinden der Orte, wo sie einst zukunftsroh ein Leben in neuem romantischem Geiste zu gestalten dachten, ersehntes Wiedersehen mit allen Bekannten aus den Tagen der Jugend. Tiefe Trauer und dankende Liebe aber überall dort, wo sie des Freundes gedachten, der sie einst zu hohen Gedanken begeisterte, der ihnen als die sieghafte Lichtgestalt, als das Symbol ihrer leuchtenden Zukunftshoffnungen erschienen war.

Zwanzig Jahre später werden die Erlebnisse dieser Reise zur Grundlage einer Dichtung Tieds. Noch einsamer war es um den alternden Romantiker geworden; zwar hatten sich andere Menschen um ihn gesammelt, aber sie verstanden nicht mehr die Ideen seiner Jugend. Ein neuer Geist war mit den Menschen gekommen. Eine neue Kunstanschauung hatte sich die Welt erobert, mit der sich Tied auseinanderzusetzen und der er sich angugleichen versuchte — mit halbem Erfolge. In seiner Novelle „Eine Sommerreise“ von 1834 unternahm er es, die Gedanken und das Lebensgefühl seiner romantischen Jugend mit den neuen Kunstmitteln zum Ausdruck zu bringen; er warb um ein Verstehen bei der jungen Generation. Aber nur allzu deutlich bleibt der Miß bestehen, der die beiden Kunst- und Lebensanschauungen trennt. Diese Sommerreise, wiedergegeben nach alten Tagebuchnotizen und verklärt durch die immer noch unvergessenen Eindrücke des ersten Staunens, ist das Wesentliche dieser Dichtung, und sie ist bezeichnend für die Stellung, die Tied noch in späten Tagen zu den Erlebnissen seiner Frühzeit einnimmt. Eine Handlung, die das Ganze entsprechend der neuen Kunsttheorie zu einer Novelle abrunden soll, ist

zu tragen". (Die Henneberger Grafen hatten das Schutzrecht für die Hefenhändler durch kaiserliche Verleihung erhalten.)

Spieß führt nun aber auch zur Erklärung aus dem Bündnis-Vertrag von 1440 zwischen den Bischöfen von Mainz und Würzburg, dem Pfalzgrafen und Herzog in Bayern, den Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth und Baden und den Grafen von Württemberg an, daß er sich erstrecken sollte auf den Bezirk der vier Walde, nämlich: des Behaymer Walds, Thüringer Walds — Westwalds, der Firs und des Lampartischen Gebirgs". Weiter nenne das Bairische Landrechtssbuch von 1495 „die vier Walde, das ist Thüringer Wald, Behaimer Wald, Schwarzwald und die Schernitz" (Ort in Tirol).

Man wird danach Spieß recht geben, wenn er schreibt: „Man hat müssen unter den vier Wäldern die Grenzen von Bayern, Schwaben und Franken, worunter auch das Rheinische Franken begriffen war, verstanden haben, und es ist nur die Bestimmung dieser Grenzen durch die vier Wälder nach Gewohnheit dieses oder jenes Landes von einander abgegangen".

Das Land zwischen den Vier Wäldern war eine Bezeichnung für Ober-Deutschland in seiner spät-mittelalterlichen Umgrenzung. Hinzuzufügen wäre dabei nur, daß „die Firs" ein alter Name der Wasgauberge ist und daß sie nicht nur die heute französisch-deutsch „Vogesen" bezeichneten, sondern schon die Bergzüge von der Pfälzer Hardt an so hießen, ja selbst das uralte Kloster Tholey unterm Schaumberg am Hochwald, also im sog. Saargebiet von ehemem, ist in alter Zeit im „Wasischen" bezeichnet. Aber auch Südtirol war noch in den vier Wäldern eingeschlossen, wenn erst die Berge an der Lombardei es umgrenzten.

Zwischen den vier Wäldern war überhaupt keine staatliche, nur eine landschaftliche Begrenzung; das Reich ging doch im Mittelalter nach allen vier Richtungen noch weit über die Gebirgsketten hinaus. Aber anschaulich war sie und paßte darum gut in die Sprache der Weistümer, die in ihrer Bodennähe, ihrer Buntheit und Lebendigkeit so anheimelnd echt und darum vollständig wirkt.

Nimmer heimatlos!

Gedanken und Erinnerungen von Peter Schneider

(Fortsetzung.)

Der stärkste Reiz, den Bamberg auszuüben vermag, beruht also nicht auf Geschlossenheit des Gesamtbildes, sondern im Gegenteil auf einer außerordentlichen Fülle malerischer, dabei aber oft gegensätzlicher Erscheinungen im Rahmen einer beräudend schönen Landschaft, die aber selbst erdgeschichtlich nicht einheitlich ist; denn während sich vom Westen her die Sandsteinberge des Keupers ins Tal hinabsenken, steigen im Osten die Schichten des Jura aus den Anschwemmungssanden der Regnitz empor. Das Auseinanderfallen, oder besser gesagt, das Nichtzusammengewachsensein der Stadt fand selbst im Mittelalter, der Zeit der geschlossenen Erscheinungen, seinen berechneten Ausdruck darin, daß Bamberg als eines der großen „Dörfer" des Heiligen Römischen Reichs keine richtige Stadtbefestigung besaß. Die hatte nun ganz gewiß Nürnberg; innerhalb ihres mächtigen Berings spielte sich dort alles städtische Wesen ab; da gab es keine halb-ländlichen Vorstädte; da gab es keine Häder und keine

Gärtner im Sinne Bamberg's; also mag Nürnberg als ein geschlossenes Wesen erscheinen. Erscheinen, sage ich; in Wirklichkeit hat auch Nürnberg eine Doppelseele. Diese fühlt man freilich nicht bei einem flüchtigen Besuch, der, wie überall, zu schönggeistigem Eindrucksgehwitz eben ausreicht. Wenn in Bamberg zwischen dem Haus, dem Wesen und der Arbeit des Gärtners, der auf dem Boden kriechend sein Kraut pflanzt, seinen Spargel sticht, und dem Reiter und der Seherin des hohen Doms eine ganze Welt liegt — was liegt dann zwischen den Stiftern des Sebaldusgrabes und jenen Nürnbergern, die mit ihrem biederen Klempler Johann Konrad Grübel sagten: „In deret löb'n gout'n Welt git's zu viel gouta Woar? Auch eine Welt! Die Welt verschiedenen Stammestums und der immer und überall große, in Nürnberg aber besonders weite und folgenschwere Abstand zwischen Regierenden und Regierten. Als Christoph Friedrich Nicolai auf seiner berühmten Reise durch Deutschland auch nach Nürnberg kam, fand er, beeinflusst durch die Zugehörigkeit Nürnbergs zum fränkischen Reichskreis, daß die Nürnberger Mundart „den fränkischen Dialekt am besten ausprägt“. Das war einer seiner vielen Irrtümer; in Wirklichkeit ist ja die Altnürnberger Mundart oberpfälzisch-sulzbachisch, ihre Träger gehören überwiegend dem baiwarisch bedingten Nordgau-Stamm an; sie wurden in der Adelstrepublik Nürnberg, ohne jeden Anteil an der Regierung, beherrscht von den überwiegend fränkischen Patriziern, um derenwillen allein die Stadt seit dem späteren Mittelalter zu Franken gerechnet wurde. Diese Patrizier als herrschende Schicht gibt es in Nürnberg nicht mehr, aber die fränkische Mundart hat in der Neuzeit aus anderen Gründen erneut Boden gewonnen; eine Gegenbewegung, im Zusammenhang mit neuem Zugzug aus der Oberpfalz, stärkt wieder den ursprünglichen Sprachbestand. So ist Nürnberg, an der Grenze zweier Stämme gelegen, eines der seltenen Beispiele einer Stadt, in der nicht sowohl das Schriftdeutsch gegen die Mundart steht, als vielmehr zwei wirklich verschiedene Mundarten einander mit noch ungewissem Ausgang bekämpfen.

Aber nun Würzburg! Ich hörte in meiner Jugend einmal, wie ein Würzburger etwas von oben herab Bamberg als „Bauernstädtchen“ bezeichnete. Er hatte den starken bodenwirtschaftlichen Einschlag richtig erkannt, aber nicht auch den hochadeligen, den fürstlich-lehensmäßigen. In der ganzen fürstbischöflichen Haupt- und Residenzstadt Würzburg gibt es ja keinen einzigen Platz, kein einziges Bauwerk, kein einziges Bildwerk von dem wahrhaft schneidenden, ja fast abwehrenden Adelstum des Bamberger Dombergs, des Bamberger Doms, der Bamberger Dombildwerke. Trotzdem ist Würzburg als Gesamterscheinung „vornehmer“ als Bamberg; denn wie in keiner anderen größeren Stadt Frankens ist hier der Zusammenwuchs gelungen. Darin besteht sein großer Vorzug, nicht in malerischen, romantischen Einzelheiten oder Durchblicken, in denen es hinter Bamberg weit zurücksteht. Schon Würzburgs äußere Erscheinung, eingefaßt in die Hocheiser eines engen Tallesfels, bestimmt durch Main, Festung und Steinberg, wirkt einfach, geschlossen und groß. Aber auch eine innere Einheitlichkeit ist erreicht. Es gibt keinen von der übrigen Bevölkerung deutlich geschiedenen Gärtner-, keinen selbständigen Päderstand. Aus der riesengroßen Flur, durch die berühmte Marktbeschreibung vom Jahr 779 in ihrem alten Umfang bekannt, sind an den Rändern mehrere dörfliche Gemarkungen herausgeschnitten worden: Dort leben jetzt als wirkliche Bauern die Nachkommen oder Erben der „freien Franken“;

in der verkleinerten Stadtmart gibt es nur mehr Großgüter. Darum wird der Fremde in Würzburg keine Kuh des rot-gelben Frankenschlages aus niedrigen Gärten- oder Pächterhäuschen brüllen hören. Würzburg ist Residenzstadt, mit oder ohne Residenten; die Universität hat zur Vereinheitlichung das Ihrige beigetragen. Dazu kommt, daß die natürlichen Zwiespalt des Gesichtes bewahren werden, den die starke Durchsetzung mit dem Großgewerbe des 19. Jahrhunderts in so vielen Gemeinwesen herbeigeführt hat. Der innere Ausgleich kommt in nichts so deutlich zum Ausdruck als in dem vergleichsweise sehr gut entwickelten Geschmack der Gesamtbevölkerung, was die Kleidertracht anlangt. Es ist erstaunlich, wie gut gekleidet selbst einfache Frauen und Mädchen an den arbeitsfreien Tagen sich neben ihre vom Schicksal mehr begünstigten Geschlechtsgenossinnen stellen, während es umgekehrt große Städte in Deutschland gibt, in denen sich auch die Frauen der besitzenden Kreise nur selten geschmackvoll zu kleiden wissen.

In solche Schicksalsfragen der Städte führte uns die Frage, warum eine Bauerntochter aus dem Bamberger Umland in die Stadt heiratete. Das Wesen meines Vaterhauses, St. Petrusstraße 4, war aus Ländlichem und Städtischem eigentümlich gemischt; aber die Mischung war zu einem, wie mir scheint, glücklichen Ausgleich gebiechen. Der ländliche Einschlag war übrigens durch die Ubertieferung des Hauses und seiner Umgebung schon mitbedingt. Mein Geburtshaus gehörte zu einem zusammenhängenden, fast völlig geschlossenen, durch einen Torbau zugänglichen Block von zwei- und einstöckigen Gebäuden, die den heute sogenannten Ziegelhof umschlossen; einst aber gehörte er als „Schafhof“ zu den Wirtschaftsgebäuden des Klosters Michelsberg. In meiner Jugendzeit wohnten Häder und andere kleine Leute darin, und verschiedene Scheunen, darunter die meiner Eltern, gaben dem Gesamtbild die landwirtschaftliche Prägung. Wie oft weckte mich im Sommer am frühen Morgen das lustige Klappern der Dreschflegel! Es war Musik meinem Ohr, es erregte in mir selbige Empfindungen: Heimgefühle. Aber oft hatte mich zuvor schon etwas ganz anderes geweckt: Das tiefe Brummen der Dampfspeise von der großen Baumwollspinnerei und -weberei in dem benachbarten Gaußstadt; sie rief die Arbeiter und Arbeiterinnen, und solche wohnten in nächster Nähe meines Elternhauses. Von Jugend auf kannte ich das Fabrikarbeitertum, und ein Spinnmeister war für mich eine ansehnliche Persönlichkeit. Die Frauen dieser Arbeiter oder die Frauen der Tagelöhner in der Nachbarschaft holten ihr Brennholz, mit langen Reißhaken ausgerüstet, im Michelsberger Wald, und bevor noch ihre mit Reifig (und oft darin verbedemtem Stammholz) hochbepackten Hundelkörbe im Vorübergehen das Licht der Fenster verdunkelten, hatte das Schleifen der Reißhaken auf dem Straßenpflaster ihr Kommen verkündigt: ihre Schritte waren lautlos, sie gingen ohne Schuhe auf dem deutschen Boden. Aus solchen Umgebungen kam ich oft sehr rasch in eine völlig andere Welt, die jedoch auch die meinige war, wenn ich nämlich etwa der Witwe meines Onkels Eugen, weiland Bürgermeisters der Stadt Bamberg, einen stets gern gesehenen Besuch abstattete. Die Tante Anna, zuletzt durch Krankheit ans Bett gefesselt, war eine vornehme, großartige Dame mit höheren geistigen Bedürfnissen. Sie unterhielt sich mit dem heranwachsenden Knaben, in dem sie, weil er viel und gern zeichnete, mit einem auch sonst häufigen Irrtum den künftigen großen

Künstler sah, auch schon über Schrifttum und ähnliche Dinge, und aus ihrer schönen Bücherei stammte das erste Buch meiner eigenen, in das ich mit Stolz „Nr. 1“ eintrug: Es war Herbers Eid. Hier und bei Tante Lona, einer Schwester meines Vaters, der Frau des Melbermeisters Peter Seidlein, fühlte ich mich ganz als Städter, nahm ich teil an einer gutbürgerlichen, auch schon mit geistigen Überlieferungen durchsetzten Kultur. Meine väterlichen Verwandten hatten sich unter ihren Mitbürgern mehrfach hervorgetan. Mein Großvater Lorenz Schneider war Schuhmacher und Poet gewesen, der unter dem Decknamen „Der Grillenfänger“ für Zeitungen und Zeitschriften Aufsätze schrieb; der älteste seiner Söhne, Heinrich, der als Stadtpfarrer von St. Gangolf in Bamberg starb, verfasste gern gelesene Jugendbücher: „Eginhard, Vertrauter Karls des Großen“ und „Georg von Eschenberg“; der jüngere Bruder Dr. Eugen Schneider, dessen ich schon gedenkte, war ein gewandter Jurist und hervorragender Redner, auch Kandidat für die Frankfurter Nationalversammlung, später Mitglied des Bayerischen Landtages; als Bürgermeister seiner Vaterstadt wurde er Mitbegründer der Mechanischen Baumwollspinnerei und -weberei Gaustadt. Mein Vetter Lorenz Seidlein endlich hatte schon in meiner Jugendzeit den Weg zu hohen Staatsämtern betreten.

Diese verwandtschaftlichen Beziehungen werden fernerstehende wenig kümmern; aber ich mußte auch sie erwähnen, um etwas klarzumachen. Mein Wesen, in dem sich Stadt und Land ausglich, meine Jugendwelt, die die Landwirtschaft ebenso umfaßte wie den Arbeiterstand und das städtische Gewerbe, in der einfache Lebensverhältnisse ebenso ihren Platz hatten wie geistige Kultur — sie haben mich völlig unfähig gemacht, die Menschen unseres Volkes in erster Linie als Angehörige einer Klasse oder Gesellschaftsschicht und erst in zweiter oder dritter als Volksgenossen zu sehen. Für eine solche Betrachtungsweise fehlt bei mir jede Voraussetzung. Ich preise mein Geschick, daß es mich, ohne mein Verdienst und Zutun, zu jeglicher Art von Kastengeist unfähig machte. Ich bin auch unfähig, in dem Volksgenossen in erster Linie den Angehörigen eines religiösen Bekenntnisses zu sehen und dann, nach Feststellung seines Tauffcheins, ihm näher oder von ihm wegzurücken! Auch dazu haben Elternhaus und Umwelt beigetragen. Bamberg, ich bezeuge dies, ist an sich eine Stadt der Duldung, in der zu meiner Jugendzeit die Bekenntnisse in tiefem Frieden miteinander lebten. In unsere Nachbarschaft waren einige Protestanten eingestreut; meine Mutter, eine fromme Katholikin, verschloß niemals, wenn die Rede auf solche Nachbarn und ihr Bekenntnis kam, weise vorbeugend und in achtungsvollem Tone hinzu zufügen: „Es sind sehr ordentliche Leute“. Dank dir, Mutter, daß du schon uns Kindern alle Möglichkeit des Hasses um des Bekenntnisses willen genommen hast! Da ich denn so geartet und erzogen bin, gehören religiöse Behäftigungen für mich zu dem immerdar Unbegreiflichen. Ich habe Menschen der bekenntnismäßigen Voreingenommenheit nie als ebenbürtig betrachten können. Als ich später den Frankenbund ins Leben rief, da haben einige Menschen, weil der Gründer zufällig im katholischen Bekenntnis geboren war, sogleich darin etwas „Katholisches“ gewittert. Als dieser Bund die Verbindung mit einem Nürnberger Verlagsunternehmen, die einige Jahre bestanden hatte, wieder löste, sahen einige Menschen sogleich darin den beabsichtigten Gegensatz des „katholischen“ Würzburg

zu dem „protestantischen“ Nürnberg. Immer und in jedem Bekenntnis muß es leider solche Menschen geben. O ihr Bitterer, wittert nur immer zu! Das Bittern bekennnismäßiger Hintergründe liegt nun einmal im Dunstkreis des nebligen Himmels eurer engen Welt. Ihr gleicht dem Geist, den ihr begreift, nicht uns. Die Augen, mit denen wir Bundesfreunde, gleichviel welches Bekenntnisses, euch betrachten, sind — Augen aus einer anderen Welt. Ihr könnt in diese Augen starren; etwas darin zu lesen ist euch verwehrt. Natürlich hat es in der Welt schon oft geheime bekennnismäßige Absichten und Beweggründe gegeben; aber nur Schweine wühlen auch da, wo ganz gewiß keine Trüffel zu finden sind.

Es gibt — den gemeinsamen Lebensraum und die gemeinsame Sprache als selbstverständlich vorausgesetzt — nur einen Begriff von Volk, den ich anerkenne: Das Volk ist mir die Gemeinschaft der freien Menschen, und Volksgenosse ist mir der freie Mann. Das ist eine altgermanische Vorstellung. Darüber hinaus hat das 18. Jahrhundert für alle Menschen die Freiheit gefordert oder wenigstens für die Morgentöte ihrer Freiheit den Himmel reingefegt; alles ist sich darüber einig, daß es auf der Erde grundsätzlich nichts anderes mehr gibt als freie Menschen. Wenn dieser Grundsatz noch nicht lebendiges Eigentum jeder Menschenbrust geworden ist, wenn auch in unserem Vaterland noch nicht alle der Würde des Freien sich lebendig bewußt sind und darnach leben und handeln, so verzeihe man nicht, daß vielhundertjährige Anechtenschaft auch noch der Befreiung noch lange wirken muß. Aber ich behaupte, daß — von den Verbrechern, den Feinden der Gesellschaft, abgesehen — kein Mensch, kein Volk völlig unfähig ist des freien Menschentums, in Selbstheit vom Willen eines Skavenhalters. Ich behaupte, daß alle zu freien Menschen erzogen werden können. Damit kann ich mich freilich nicht auf Nießsche berufen, der die Sätze geschrieben hat: „Zum Wesen der Kultur gehört das Skaventum. An dem Mangel an Skaventum werden wir zugrunde gehen.“ Aber was ist mir in diesem Augenblick Friedrich Nießsche! Hinter mir steht Friedrich Schiller!

Eine mächtige neuzeitliche Strömung scheint nun aber dieser Auffassung zuwider zu sein: Es sind die äußerst begrüßenswerten und fruchtbareren, aber auch oft in die Niederungen verkehrter Auswertung verhöhenen Rasselehren. Wenn man heute mit vollem Recht versucht die Augen des Volkes für diese Dinge zu öffnen und wenn insfolgedessen viele Berufene, aber auch viele Unberufene darüber sprechen und schreiben — so darf ich darauf hinweisen, daß schon meine kindliche Jugend den Grund zu praktischen Beobachtungen auf diesem Gebiet gelegt hat. Ich bin ja, wie alle meine engsten Landsleute, an einer russischen Stätte volksbewußten russischen Unterschiedes aufgewachsen. Die Bamberger Gärtner erschienen uns übrigen Stadtbewohnern als eine besondere „Rasse“, wurden uns als solche vorgestellt. „Er hat einen Gärtnerkopf“: wie oft habe ich das gehört! Wenden seien es, wurde uns gesagt; Regnißwenden; und indem ich diese Wenden beobachtete, nahm ich auch bald prüfende Stellung zu den sonst oft behaupteten brünetten (braunen) Haaren und Augen der Slawen im Gegensatz zu den blonden Germanen: Meine Bamberger Gärtner fielen mir nämlich eher durch ihre Blondheit auf, durch strohgelbe Haare, und ich folgerte: Die Slawen sind nicht braun, sondern blond. Auch andere Beobachtungen gaben mir von Jugend auf

zu denken. Ich besann mich über den eigentlichen Sinn des Bamberger Verspruches:

„Lang und dünn:
Neh viel drüm.
Kurz und dick:
Massetstüd“ —

und nachdem ich zuerst die 3. und 4. Verszeile als ernstgemeint aufgefaßt hatte, erkannte ich später auch ihren spöttischen Charakter: Weder die „Hopfenstange“ oder „Jaunlatte“ noch das „Fas“ oder die „dicke Blutschnur“ waren das Wunschbild des Bambergers; sondern der „große, schöne Mann“, wie er uns in Auslese etwa in unserem Mananteregiment entgegentrat, auf das wir ungeheuer stolz waren. Der große, schöne Mann kam noch in einer besonderen Prägung vor, die etwa mit dem Ausdruck „a schöner schwarzer Polizeidiener“ bezeichnet wurde. Zu dieser „Schwarzheit“ gehörte natürlich auch Körpergröße; und bald lernte ich diese Rasse in der Gegend zwischen Jura und Steigerwald, im Heimatland meiner mütterlichen Ahnen, und zum Teil selbst innerhalb meiner eigenen Vorfahren und Verwandten kennen; seid mit nur, verehrte, so plötzlich rassenkundlich ausgebildete Zeitgenossen, hier nicht zu schnell mit „binarischer Blutmischung“ bei der Hand: Die Akten hierüber sind noch lange nicht abgeschlossen. Endlich — um diese Aufzählung nicht zu lang werden zu lassen — lernte ich „das Muttergottes'n-g'sicht“ als ein weibliches Schönheitswunschbild kennen, und zu meinem Erstaunen las ich dann bei verschiedenen Schriftstellern (Nicolai, E. Th. A. Hoffmann, Sperl u. a.) von dem „Muttergottestyp“ der katholischen Fränkinnen und im besonderen der Bambergerinnen. Alle diese Jugendbeobachtungen wirkten unvermindert nach, förderten später meine ganz besondere Teilnahme für die anthropologischen („menschheits- oder rassegeschichtlichen“) Tatsachen und sind letzten Endes schuld daran, daß ich schließlich den fränkischen Menschen in den Mittelpunkt aller meiner Bestrebungen stellte. Wer dies nun weiß, wird begreifen, wie freudig ich es begrüßen mußte, daß im neuen Staat die Begriffe Volk und Rasse als Ausgangspunkte und zugleich Grundfesten aller Gesetzgebung erklärt wurden, wie ärgerlich mir aber auch gewisse Ausartungen des Rassegedankens sein müssen, die ich längst vorausgesehen hatte und deren Schädlichkeit für unser deutsches Volk ich feststellen möchte.

Es gibt zwei einander entgegengesetzte, gleich verhängnisvolle Stellungnahmen zum Rassegedanken. Um sie zu kennzeichnen, diene ein Gleichnis, das sich mir bei einem Spaziergang durch deutschen Wald zubrängte. — Eine Gesellschaft von Menschen, von alten und jungen, sucht in fürchterlicher Sommerglut eine Wasserstelle, deren Dasein die einen vermuten, die anderen behaupten. In einer Senke, umsäumt von dichtem Buschwerk, liegt sie verborgen; schon will einer die Zweige auseinanderbiegen, ihren Anblick eröffnen — da wirft ein anderer, vor lauter Freude, einen mächtigen Steinbroden in das Wasserloch, und im Ru ist der klare Spiegel schlammig getrübt. Aber wieder einer, der hinter drein hint, bestreitet, daß man hier vor der gesuchten Quelle stehe; das sei ja überhaupt kein brauchbares Trinkwasser —; und um dies zu zeigen, steigt er hinein und wühlt im Schlamm. Berärget, verbittert, uneins ziehen die Leute ab. Vielleicht lehren sie nach gewisser Zeit doch noch zurück; dann werden sie keinen

Stein mehr hineinwerfen, dann werden sie nicht mehr hineinschießen, dann werden sie endlich sich des Labe-Borns erfreuen. — Es gibt Quellen unserer völkischen Kraft, lang vergessene, halb verschüttete; aber ist es notwendig ihr Dasein nach Knabenart zu erweisen durch einen Steinwurf, der ihren klaren Spiegel trübt? Und ist es angebracht, daß Unberufene, blind gegen offenkundige Tatsachen, das Dasein der Quelle bestreiten, nachdem der Steinwurf sie aufgeschreckt? Es gibt menschliche Rassen, die sich in Wesen, Begabung und Lebenshaltung unterscheiden, und ich staunte schon vor langen Jahren über jene Unberufenen, die, als Gegner der Rasselehren, selbst in wissenschaftlichen Werken, in anthropologischen Schriften den Sachverhalt so darstellen wollten, als gebe es keine wesentlichen Unterschiede zwischen den Menschen oder als seien die Unterschiede nicht von Belang. Es gibt Dinge, die überhaupt nicht wissenschaftlich bewiesen zu werden brauchen, weil ein ungetrübbtes Auge sie sieht. Ich sehe den Unterschied zwischen einem Ponty und einem Belgier — — ich sehe den Unterschied der Menschen in Wuchs und Farbe und in der Art sich mit dem Leben auseinanderzusetzen, selbst auf einem räumlich so beschränkten Gebiet wie Deutschland. Aber an Stelle ruhiger Freude über die Sonderart und besonnener Auswertung der Sonderbegabung knallen da gleich die Sektstropfen maßloser Werturteile in die Luft. Eine dreifache Gefahr droht hier: Zunächst die Aufstellung eines Idols der eigenen, alles andere ungeheuer überragenden Vortrefflichkeit, „einer Überrasse, in die man alles hineinträgt, was an guten und edlen Eigenschaften denkbar ist, gleichgültig, ob es wirklich Kennzeichen der nordischen Rasse sind oder nicht“ (M. Staemmler in der „Völkischen Kultur“) und, füge ich hinzu, die dann allen Ernstes als wirklich vorhanden und eben als Besitz des eigenen Volkes betrachtet wird — — eine Erfindung, die zur Selbstvergottung führen muß; Selbstvergottung aber ist einem schlichten deutschen Mann unmöglich. Die zweite Gefahr droht von der naiven Gleichsetzung von Volk und Rasse, eine Gefahr, der die weniger Einsichtigen am raschesten erliegen. Diese Auffassung führt dazu, übertriebene Rassenworte immer mit Seitenblicken auf die anderen, die Nachbarvölker auszusprechen: auf das „übrige Völkcrkruppszeug“, wie ich in einem Aufsatz tatsächlich gelesen habe. Muß ich eigens sagen, wie gefährlich solches ist für das allzeit umlauerte, bedrohte Volk der Mitte Europas? Nichts verleiht, erbittert den anderen so sehr als wenn ich ihm nur immerfort zurufe: „Ich bin besser als du“; nichts weckt in ihm so sehr den Willen, zu zeigen, daß dem nicht so ist; nichts ruft ihn, reißt ihn so zur Anspannung seiner letzten Kräfte als — die ihm gezeigte Verachtung. Ungeheuerliche Erschwerung der Arbeit unserer verantwortlichen Staatsmänner durch dieses auf Völker bezogene Rinderrassengeschwäh! Kurzsichtigkeit ohne gleichen! Vorbereitung einer neuen Katastrophe! — Die Auswertung des herrlichen Rassegedankens durch den einzelnen muß von sittlichem Ernst getragen sein und auf ein klar erkanntes, erreichbares Ziel zustreben. Dieses Ziel kann nur heißen: Wahrung unserer völkischen Eigenart durch Pflege jener Rassebestandteile, auf denen Sprache und Sitte des deutschen Volkes beruhen; Schutz vor Überstremung durch Abwehr fremden Blutes, das zuweilen an sich wertvoll sein kann, aber durch sein Einsickern wahrscheinlich den Spiegel der deutschen Seele trübt und die Klarheit und Zielsicherheit des deutschen Menschen verwirrt. Auf die einzelnen Stämme und Landschaften Deutschlands angewendet: Erziehung zu

höchster Leistungskraft durch Anruf der Sondereigenart dieser Stämme und Landschaften: Der Gedanke des Frankenbundes, sinngemäß angewendet auf alle deutschen Landes- und Volksteile.

Doch davon später mit noch größerer Eindringlichkeit. Ich bin doch abgeirrt? Ich sprach doch vom freien Mann, und daß eine Ausartung der Masselehren scheinbar dem Gedanken der Erziehung zum freien Menschen zumider sei? Gut, ich lehre noch einmal dorthin zurück. Aber zuvor einen Verdacht aus dem Weg geräumt: Den Verdacht, als wollte ich am Ende das kaltgewordene Schlagwort „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ wieder aufwärmen. Da sei Gott davor! Freilich, mit der Art, wie dieses längst geschichtlich gewordene Schlagwort einst bei einer Prüfung, der ich amwohnte, von einem der Prüfer behandelt wurde, kann ich mich nicht einverstanden erklären. Er bewies dem Prüfling — der selbst einiges wenige beisteuerte — mit mathematischer Gründlichkeit: Daß der Mensch schon philosophisch genommen nicht oder nicht schlechthin frei sei; daß der Mensch ferner nicht gleich sei, insolgedessen auch von praktischer Freiheit keine Rede sein könne, weil die ungleiche Begabung zur Herrenwerdung des einen, zur Knechtwerdung des andern führe; daß insolgedessen eine Brüderlichkeit zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen nicht möglich sei, und daß die Brüderlichkeit zwischen Gleichgestellten durch die Bestie im Menschen („der Mensch ist schlecht“) unmöglich gemacht werde; daß insolgedessen das ganze dreigeteilte Wort ein Unsinn sei. Bravo, Herr Professor! Ihre Beobachtungen lassen sich, einzeln gesehen, fast alle mit triftigen Gründen stützen; und doch war Ihre ganze Art der Behandlung, von einer höheren geschichtlichen Warte aus gesehen, einfach jämmerlich. Was sollen wissenschaftliche Don-Quixoterien gegen die großen Schlagworte der Weltgeschichte! Sonnensfahnen sind sie, Protuberanzen, die mit rasender Schnelligkeit emporrausen und mit jähem, schreckhaftem Licht die Augen der Menschen blenden; immer kommen sie aus einem Abgrund des Guten oder des Bösen, und ist ihre Zeit um, sind die Völk ihrer ungeheuren Spannung verzehrt, dann sinken sie in sich zusammen und in den Abgrund zurück, der sie geboren. Was heißt hier gut oder böse! Richtig oder falsch! So etwas Hintreißendes, wie es jenes Schlagwort einst an sich hatte, muß begriffen werden aus dem, was vorausgegangen war: Aus Unnatur, Knechtung und Verarmung. Auch an seiner Wiege stand weder die Logik noch die Philosophie, sondern etwas Ähnliches wie Hunger und Liebe. Da aber die Verhältnisse und Ereignisse der Menschheitsgeschichte niemals völlig gleichgerichtet wiederkehren, kommen auch niemals die gleichen Schlagwort-Lichts-fahnen hoch, und es ist müßig, sich vor ihrer Wiedertehr zu ängstigen. Schluß folgt.

Der Bürgermeister von Dinkelsbühl

Nachrichtliches v. J. Kiesel

Der Bürgermeister von Dinkelsbühl war gestorben. Man ging daran einen neuen zu wählen. Die Wahl fiel auf einen Mann, der sehr begütert war, stattlich ausah, also der etwas vorstellte. Unter sich meinten die Dinkelsbühler, ein großes Licht sei er freilich nicht; in der Schule habe er den lezten Platz eingenommen, aber es gäbe ein Sprichwort das besage:

Nimmer heimatlos!

Gedanken und Erinnerungen von Peter Schneider

(Fortsetzung.)

Nun ist fast nichts im Leben ganz schlecht, ganz heillos, ganz verworfen; in einer Nacht von Irrtum glimmt oft ein Fünkchen Wahrheit, aus einem Schutthaufen leuchtet ein Edelstein, und wenn die schwachen Mauern eines Schlosses zerbröckeln und zerfallen, steht schließlich ein starker Turm noch sieghaft inmitten der Verwüstung. Der schwärmerische Wang der Sonnenfahne Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist erloschen; die Leuchtkraft der Freiheit ist unzerstörbar. Der freie Germane, der freie Franke; Was das ist, kann und darf man nicht mit gelehrten Worten umschreiben. Der freie Mann — läßt am Morgen vielleicht Stallbänder auf seinen Wagen; am Abend erscheint er im dunklen Anzug und mit sauberer Wäsche zu einem Vortrag, und, wohlgeremert, er legt weder zu jenem Geschäft Manschetten an, noch findet er sich hier in schlampiger Kleidung ein. In dem freien Mann lebt das Bewußtsein, daß er mit den übrigen Freien die Kraft des Volkes und der Erbe des Volksgutes ist; daher ist ihm der Dienst an Staat und Volksgemeinschaft ebenso sehr eine innere Selbstverständlichkeit, wie ein Familienhaupt keiner Belehrung und keiner Begründung dafür bedarf, daß er für die Seinigen einzustehen hat. Der freie Mann tritt, wie einst der westfälische Dorfschulze bei Zimmermann, jedem Großen der Erde so gegenüber wie jener einem Prinzen: „Du bist der, und ich bin der.“ Denn in der Seele des freien Mannes gibt es kein Minderwertigkeitsgefühl; neben keinem verachtet er sich. Und hier liegt nun die dritte Gefahr falscher Auswertung des Rassegedankens: Daß wissenschaftliche Feststellungen über die Massenverhältnisse innerhalb eines Volkes, innerhalb unseres Volkes, von Unberufenen so ausgewertet werden, daß sie Minderwertigkeitsgefühle hervorrufen und die Erziehung zum freien Menschen beeinträchtigen. Ich habe, was diesen Punkt anlangt, schon vor langen Jahren alles vorausgesehen. Ich habe auch vorausgesehen, daß — wie unterdessen ein Berufener mitgeteilt hat — eines Tages eine alberne Gans vor einer Behörde erscheinen und „wegen ostlicher Überlagerung“ den Antrag auf ihre Entfleimung stellen würde. — Unbeschadet der planmäßigen Bemühungen des Staates um die Erdgesundheit unseres Volkes und neben ihnen her muß die Erziehung zum freien Mann, der einzigen Grundlage eines dauernden Staatsgebildes, allen Rassebestandteilen des deutschen Volkes zuteil werden. Die offene oder verlappte Ausschaltung auch nur eines dieser Rassebestandteile wäre gegen den Geist der Volksgemeinschaft.

Die allererste Grundlage dieser Erkenntnisse und dieser Seelenhaltung legte für mich das Elternhaus und seine Umwelt. War diese Erziehung im guten, ja im besten Sinn des Wortes „demokratisch“, vollständig, so gab es doch ganz bestimmte Schranken, die zu überschreiten uns streng verboten war. Diese Schranken schlossen uns Kinder von den „ordinären“ Deuten ab, und das waren nicht die Armen („die armen Teufel, die armen Schwarten“), sondern die unordentlichen Armen mit schlampigem Haushalt, posslicher Geminnung und zweifelhaften Grundsätzen. Wenn sich solche Leute hinten im Piegelhof mit ungeheurem Stimmaufwand zankten — um bald nachher wieder schmalzgut zu sein — dann mußten wir Kinder vom Hof verschwinden und die Schiebeläden des oberen Hausgangs

wurden geschlossen, damit kein häßliches Wort unsere Kinderseelen beslede. Auch gaben die Eltern uns die kluge Lebensregel, daß wir uns nie zu der Möglichkeit drängen sollten, als Zeuge vor Gericht stehen zu müssen. Was uns von jenen Menschen trennte, wurde mit stets ganz klar, wenn ein Zufall uns in eine ihrer Wohnungen verschlug. Ich brauchte nur den gräßlich zerhackten Brotlaib, der mit der gewölbten Seite auf dem Tische lag, zu sehen. Denn bei uns daheim lebte ein Begriff, der für mich das wertvollste Erbgut des Elternhauses ist, der Begriff heilig. Dieser Begriff hatte wenig mit dem kirchlichen Begriff des heiligmäßigen Lebenswandels zu tun; seine Quelle strömte anderswoher. Wir Kinder lernten und empfanden Ehrfurcht vor Wesen und Dingen, die für andere keine Gegenstände der Ehrfurcht waren. Die Dienlein, so hörten wir, sind heilig; ihnen darf man nichts Böses antun. Der Brotlaib auf dem Tisch war heilig; er mußte stets gerade geschnitten werden, die Schnittfläche durfte nicht zum Fenster oder zur Thür hinausschauen, und dieses Gebot an sich war mit wesentlichlicher als eine gelegentlich dafür gegebene vernünftige Erklärung. Brofsamen auf den Boden zu werfen, vom Tischtuch weg zum Fenster hinauszustäuben war Sünde und Frevel; sie mußten verbrannt werden. Damals begriff ich schon: Ein Proletariat im ühlen Sinn des Wortes ist ein Mensch, der das Brot nicht achtet. Und erst jene uralten Bräuche, die wir die Eltern üben sahen und selbst übten! Das Pfeffern am Tag der Unschuldigen Kindlein, dieses Streichen mit der Lebenstrute, das von der Mutter und den Schwestern und allen weiblichen Hausgenossen gewünscht und erwartet wurde! Und das Anschreiben von C + M + B mit gemeißelter Kreide an alle Thüren von Wohnung, Stall und Scheune am Dreikönigstag! Wenn ich da als kleiner Kerl hinter meiner Mutter dreinging, mit einem seltsam bänglichen und doch auch wohligen Gefühl an ihrer Schürze mich haltend — dann, o süßlichste aller Erinnerungen! dann stand ich an der wunderbarsten gemeinsamen Quelle der Religion und der Poesie, des Glaubens und der Kunst.

Denn aus der Furcht stammen sie beide, ohne Furcht sind beide zum Verrottnen, zum Erlöschen verurteilt. Da man in Hinsicht auf die Religion von Dämonenfurcht (*deisdaimonia*) und Gottesfurcht als von bestimmten, allgemein bekannten Begriffen spricht, da Gottesfurcht als Anfang der Weisheit gilt, brauche ich über die Furcht als Quelle der Religion mich hier nicht auszulassen. Aber dem unkünstlerischen, dem undichterischen Menschen müßte man doch vielleicht sagen, daß ein wirkliches Kunstwerk, ein wirkliches Gedicht gar nicht zustandekommen kann, wenn nicht der Künstler, der Dichter zuvor irgendwie und für irgend etwas Furcht empfunden hat: Furcht vor den andringenden Gestalten der eigenen Einbildungskraft, Furcht vor erhabener menschlicher Größe; Furcht vor dem zermalmendenden Schritt des Schicksals, Furcht vor drohendem Verlust des Liebsten; Furcht vor dem Unsichtbaren, das aus dem Haussphen des Winds, dem Säuseln der Blätter spricht. Das ist freilich nicht die Furcht vor Strafe, die Furcht vor Galgen und Fallbeil, vor Hölle und Fegfeuer, vor den Folgen eigener Dummheit oder Missethat, sondern die Furcht vor dem Geheimnisvollen, Übergewaltigen, jene Furcht, die allein in Ehrfurcht sich zu wandeln vermag. „Kindliche Schauer treu in der Brust“ sind es, mit Worten des größten Dichters, der für alles den vollendetsten Ausdruck gefunden hat. Nögen darum Religion und Kunst sich scheinbar oft weit voneinander entfernen: ihre innere Verwandtschaft ist außerordent-

lich nah, und daher denn auch die ungeheure, die überwältigende Wirkung, wenn die Schwestern sich zur Liebesfeier des Höchsten vereinigen! Was soll man dazu sagen, daß jemand über Felix Baumhauers Kreuzwegbilder im Dom zu Bamberg, die im Jahre 1923 aufgehängt wurden, schreiben konnte, „daß diese Malerei ihrem Quell nach gottlos, daß ihre Frömmigkeit nicht heilig, sondern hysterisch“ sei! Es ist die alte Erfahrung: Jemand spricht oder schreibt funden-, seitenlang sehr klug, sehr gelehrn über Gott und die Welt, über Wissenschaft und Kunst; und schließlich ver-rät er durch eine einzige Bemerkung, daß er noch in den Vorhöfen oder gar noch außerhalb der Hofmauer des Heiligtums steht, über das er schöne, hochgelehrte Worte gefunden hat. Die Kunst ist gerade ihrem Quell nach niemals gottlos, denn ihr Quell ist auch der Quell der Religion; und, fügen wir hinzu, sie ist die gottähnlichste Gabe und Betätigung des Menschen, denn sie ist die im eigentlichen Sinne schöpferische.

Ich stand aber in meinem Vaterhaus nicht nur an den Ursprüngen der Religion überhaupt, sondern auch und ganz besonders an den Quellen der vollstänlichen Religion. Was ist das? Nach landläufiger Ansicht waren wir einst heidnisch und sind wir jetzt christlich. Wir glauben, das Christentum habe längst unser ganzes Volk durchdrungen; Strömungen, Bewegungen, die Christentumsfeindlich sind oder scheinen, werden als modernes Heidentum bezeichnet. Doch das sind zum Teil unzulängliche Meinungen. Wir sprechen vom „Christlichen Volk“, Zeitschriften führten einst Titel wie „Der christliche Bauer“. Ist das Volk wirklich christlich? Wie so ist es christlich? Ich halte es, auf Grund vieljähriger Forschungen und Erfahrungen, für meine Pflicht, vor allem die angehenden Känder der christlichen Lehre hier vor einer falschen Voraussetzung zu warnen und damit vor einer Enttäuschung zu bewahren. Es gibt in Deutschland zwei Religionen neben- oder auch übereinander: Die vorgermanisch-germanische und die jüdisch-christliche. Daß ich jüdisch und christlich hier in einen Begriff zusammenfasse, darf nicht erschrecken: Ich nenne so, behelfsmäßig, jene durch den Eingottglauben und die zehn Gebote gekennzeichnete Weltanschauung, in deren zwei Wortbestandteilen ihre Grundlage und ihre Erfüllung zugleich ausgedrückt ist und die als fremd und neu, wie aus einer anderen Welt, vor rund 1500 Jahren in den Gesichtskreis der Germanen trat. Diese Religion und Weltanschauung, in ihrer Grundlage von einer kleinen Gruppe der Menschheit, den Juden, bis heute erhalten, genannt die Herrschaft, wurde die große, die sozusagen amtliche (offizielle) Religion der Germanen. Hat sie die vorgermanisch-germanische verdrängt? Nicht völlig; nur zurückgedrängt, nur gewaltig überdönt, nur in Schlupfwinkel getrieben — oder mit welchem Bild nur immer man dies ausdrücken will. Der große, mächtig und herrlich daherflutende Strom hat noch eine verborgene Unterströmung, und damit meine ich wahrhaftig nicht die belustigenden Liebeserklärungen einzelner Altertümler an Botan und seinen Dunstkreis, oder etwa die abgeschmackten Sonnenwendfestsprüche des liberalen 19. Jahrhunderts. Vor mir liegt die neueste Viefierung eines großangelegten Werkes, des „Handwörterbuches des deutschen Aberglaubens“. Das ist's! Das ist's! Der deutsche Aberglaube ist die Unterströmung der deutschen Religion. Wir müssen hier dem Wort Aberglaube die Beurteilung, die in ihm liegt, nehmen, um es wissenschaftlich, voll- und völlerkundlich zu betrachten. Jede höhere Religion bezeichnet die Vorfstellungen der niederen als „abergläubisch“. Aberglaube, superstitiones,

nannte der gebildete Römer Tacitus die religiösen Vorstellungen „barbarischer“ Völker; und das Christentum wieder ließ des Römers Vorstellungen als Aberglauben erscheinen. „Aberglaube“, das sind die Anschauungen und die geheimen Aushandlungen des deutschen Volksglaubens; sie werden von vielen Menschen immer noch mit einem Gemisch von Bewußtheit und Unbewußtheit, von heimlichem Vertuschen und tückischem Trotz festgehalten und geübt; sie sind der Hauptinhalt der Volkskunde, die, richtig gefaßt, wahrhaftig nichts anderes als die Erforschung der vollstümlichen Religion in allen ihren Äußerungen ist. Diese vollstümliche Religion ist zuweilen noch die wahre Religion eines „christlichen Bauern“, dessen Christentum oft auch noch heute nur in einem Mantel besteht. Diese vollstümliche Religion nenne ich vorgermanisch-germanisch, weil sie selbst ein Gemisch aus Anschauungen und Bräuchen vorgermanischer und germanischer Völker darstellt. Der Glaube, daß man nicht mit dem linken Fuß aus dem Bett steigen dürfe, ist vorgermanisch; er stammt aus jener sehr fernem Vorzeit, in der die Menschen zur Bevorzugung der rechten Körperhälfte übergegangen waren; „Schwein“ als Begriff des Glückes ist germanisch, es weist auf das wichtigste Haustier, das eigentliche Leittier der Germanen hin. Bekanntlich hat die Kirche allerhand unausrottbare Gebräuche der Volksreligion zu sich herangenommen und mit ihrem Geist erfüllt, wobei sie, bei ihren Segnungen z. B., dem kultischen Zauber das Wesen des echten Zaubers dadurch nahm, daß sie eine Gewähr für die Wirkung des von ihr ausgesprochenen Segens ablehnte; aber das Volk betrachtet eben das geweihte Brot, Salz, die Kräuterbüschel vom Mariä-Himmelfahrtstag vielfach mit vorchristlichen Augen. So hat Luther, als er viele Kultgebräuche der alten Kirche abschaffte, nicht nur Christlich-Jüdisches, sondern auch Vorgermanisch-Germanisches beseitigt, das altgriechische Weihwasser ebenso wie die urgermanische Wallfahrt zum geheiligten Gnadenort. Den Hexenglauben, die folgenschwerste Äußerung der vorgermanisch-germanischen Religion, zu beseitigen, lag weder in seiner Macht noch in seinem Willen; vor allem nicht in seiner Macht; denn es gibt fast nichts, was so tief in der Seele des Volkes verankert wäre als dieser Glaube, eben weil er viele tausend Jahre vor der Einführung des Christentums schon lebendig war. Zu meinem größten Erstaunen mußte ich finden, daß Albert Grünwedel in einem allzu einbildungsreichen Buch neben anderen Dingen auch den Hexenglauben auf die alten Etrusker zurückführt, von denen er erst durch Vermittlung der Kirche zu den Germanen gekommen sei, und diese Annahme ist in andere Bücher übergegangen. Hier liegt ein handgreiflicher Irrtum vor. Der Hexenglaube ist als Äußerung der vorgermanisch-germanischen Volksreligion leider mit allen seinen Nebenerscheinungen und Zusammenhängen durch eine Fülle von Tatsachen bezeugt, und wer, wie ich, als Sohn des Volkes in unmittelbaren Beziehungen zu ur-urältestem volkreiligem Gut steht, der fühlt die letzten Herausforderungen seiner Seele noch erzittern von diesem Erbe. Was Kirche! Was Hexenhammer! Keine Vorfahren haben sich, als sie noch der Ero-Magnon-Rasse und anderen steinzeitlichen Rassen angehörten, schon vor Hexen gefürchtet; sie haben es viel später gleichmütig hingenommen, daß die Kirche von bestimmter Zeit an sich der allgemeinen Wobe der Hexenverfolgung anschloß, so wie es auf das Innere ihrer Seele nicht den geringsten Eindruck machte, daß die Kirche anfänglich den Hexenglauben bekämpfte. Und am Ende der langen Reise schließlich ich — —

ich habe in meiner Kindheit, unabhängig von meiner Umwelt, ganz persönlich, ganz auf eigene Faust vor einer Frau, die in unserer Nähe wohnte, mich als vor einer „Hexe“ gefürchtet. Später erkannte ich, daß ich auf damit ein urahnenhaftes („atavistisches“) Erbe in meiner eigenen Entwicklung sozusagen gewissenhaft durchlaufen hatte.

Ich will meinen Standpunkt in dieser lebenswichtigen Sache ohne Hehl offenbaren. Die niederen Religionen sind die Grundlagen der höheren; es wäre unmöglich, eine höhere Religion einem Volke zu predigen, das nicht in seiner Weise schon religiös wäre. Nun halte ich es an sich für möglich, ich halte es für denkbar, daß ein zu höherer Religion bekehrtes Volk alle Bräuden hinter sich abbrechen, alles Frühere durchaus vergessen und völlig losgelöst von den Bräuchen des Aberglaubens, d. i. der vollstümlichen Religion, auf höherer Ebene, ohne Blick in aufgespaltene Abgründe, leben könnte. Die christliche Religion und insbesondere die katholische Kirche hat es aber nicht für nötig, nicht für angebracht gehalten, alles Frühere mit Stumpf und Stiel auszurotten. Ich für meinen Teil aber gehe über den Standpunkt der Kirche noch um ein Stüddchen hinaus — ich steige noch etwas tiefer hinab ins urgraue Heidentum, ins germanische, ins vogermanische, und glaube doch dabei ein Christ und ein neuzeitlicher Mensch zu sein. Wie mein Blutstrom aus der Urzeit herfließt, so wünsche ich, daß auch eine geistige Kette mit jenem Ahn verbindet, der vor 5000 Jahren irgendwo auf seinem düstigen Hirsfeld die letzten Halme am Rand des Ackers stehen ließ, sei es, um dem Feld seine Fruchtbarkeit nicht ganz zu nehmen, oder als Opfer für einen Gott, dem er vielleicht noch keinen Namen gab, der erst viel später Notan hieß. Wenn ich im Herbst durch meinen Garten gehe, so treibt mich, wie jeden Menschen, die Eier, auch die letzten blauen Früchte vom Baum zu schütteln, jene, die ganz oben hängen, halb eingeschrumpft, aller Süßigkeit voll; aber dann wecht mich wie aus Schöpfungstiefen etwas Unnennbares mit leisem Fittich an, mein Schritt stockt — ich schaue empor, an den Früchten vorbei zu einem röhrenvollen Stüd Himmels, und lasse die Früchte hängen — eine Opfergabe.

Dies ist — mein Heidentum; nennt es so, wenn ihr wollt; ihr werdet mich sogleich auch einen Christen nennen müssen. Und wenn ich, um das zu veranschaulichen, ein in diesen Zusammenhängen ungewohntes Bild aus der Natur- und Erdgeschichte gebrauche, so wird niemand daran Anstoß nehmen, der in dem Werden und Wandel der hochherrlichen Natur die Befehle des Unerforschlichen bewundert und verehrt. Der Baum meines Lebens senkt sich mit letzten Wurzeln in dunkle Tiefen hinab, zieht Nahrung noch aus den überdeckten Sinkstoffen und dem Grundwasser der vollstümlichen Urreligion. Aber gepflanzt ist er nun einmal in die Erdschicht der höheren Religion des Christentums. Diese Schicht ist gewiß, vom Standpunkt der Heimat aus, von fernher gekommen, so wie Ström und Winde nackten Felsgrund, düstigen Sand, kalten Kergel mit fruchtbarem Löß überdecken. Diese Überdeckung war notwendig, war zeitbedingt, war unaushaltbar. Aus dieser Schicht kommt mein Lebensbaum; und er ragt nicht in die frostige Luft der Eiszeitsteppe, nicht in den feuchtschweren Dampf der Hallstättwälder empor, sondern geküßt von der Sonne und gekost von dem Lufthauch der neuen Zeit lebt und gedeiht er. Was ich der dunklen Tiefe schulde, läßt mich ahnungsvoll erschauern; was ich der fruchtbaren Erde und dem Licht verdanke, preis ich als Glück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Frankenbund

Zeitschrift für Heimat- und Volkskunde

Der Beitrag zum Frankenbund beträgt für 1933 2000, 4.- und ist bis 1. April bzw. 1. Juli 1933 beim Verlagschef, Würzburg 19304 bei Hauptgeschäftsstelle Würgung zu bestellen. Wo eine Ortsgruppe besteht, wird der Bundesbeitrag durch diese eingezogen.
Nach § 10 der Statuten müssen Abrechnungen für das kommende Jahr bis spätestens zum



30. September des laufenden Jahres vorliegt sein. Nichtabmeldung gilt als stillschweigende Verlängerung der Mitgliedschaft. Alle literarischen Beiträge für die Zeitschrift sind an den Schriftleiter Dr. Anton Heil, Würzburg, Hauptbahnhofstraße 24/1, zu senden. Die Rückendung von unvollständigen Beiträgen kann nur erfolgen, wenn das Postgeld beigefügt war.

Nr. 12/13

1935

Die Bundesfahrt 1935

Das württembergische Franken war das Ziel der dreitägigen Sommerwanderung vom 25. bis 27. August. Im ganzen waren es 20 Teilnehmer, die sich heuer zusammenfanden. Hier sind die Namen: Aus Ansbach: Hel. Frieda Hammer, Frau Magda Hammer, Wilhelm Hammer; aus Nischaffenburg: Heinrich Kiefer; aus Bamberg: Frau Betty Leicht, Hel. R. Pommereke, die Herren J. Eyrich, Dr. Schrüfer und Paul Sendner; aus Burkardroth: Dr. Th. Staab; aus Meiningen: Werner Hoffeld; aus Ochsenfurt: Eugen Rappert; aus Randersacker: Hel. Anna Urlaub; aus Scheßlitz: Franz Heil; aus Würzburg: Hel. Susi Kleinlein, H. Bretthauer, Dr. A. Fries, K. Kleinlein, Dr. Peter Schneider, J. Wild.

Bundesfreund Knauer hat die Fahrt in ihren Einzelheiten vorbereitet, wofür ihm auch an dieser Stelle herzlich Dank gesagt sei. Ebenso verdient unseren Dank der Verkehrsverein Heilbronn für Versorgung der Übernachtung; ganz besonders freundlich aber kam uns Direktor Groß vom Verkehrsamt Hall entgegen, der alles tat und den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Unter diesen Umständen mußte die Fahrt gelingen. Wir haben überraschend viel gesehen und gelernt. Es ist unmöglich alles im einzelnen zu berichten; nur der äußere Verlauf mag kurz geschildert werden.

Wir kamen fahrplanmäßig in Bad Friedrichshall-Jagstfeld an, wo Berichterstatter die Teilnehmer begrüßten und einige Maßnahmen bekannt gab. Ohne Aufenthalt flogen wir nach Wimpfen am Berg zur alten Königspsalz empor und besichtigten, zurückgekehrt, die Stiftskirche St. Peter in Wimpfen im Tal. Nach kurzer Rast fuhren wir nach Reutenstadt a. Kocher zur Linde und zum Schloß, nach Cleverfulzbach zu den Gräbern der Rätter Schillers und Mörikes, nach Weinsberg zum Kerner-Haus und zur Weibertreu und endlich nach Heilbronn. Leider war unser Fahrzeug sehr asthmatisch, weshalb der Verantwortliche verdientermaßen manche Spottrede anhören und ein großer Teil des Weges zu Fuß zurückgelegt werden mußte. Die Hauptsache war, daß uns der Humor nicht verließ und wir unser Ziel trotzdem erreichten.

Am 2. Tag besichtigten wir Heilbronn, seinen schönen Marktplatz, dieilianskirche mit dem berühmten Hochaltar u. a. Die Bahn brachte uns durch die schöne, fruchtbare Ebene nach Waldenburg zum Schloß, ein schöner Fußmarsch nach Gnabental, ein Kraftwagen nach Hall. Diese Stadt bildete unzweifelhaft den Höhepunkt der Fahrt. Unser Haller Bundesfreund, Archivat Wilhelm Hommel, vermittelte uns aus dem reichen Schatz seiner Kenntnisse ein wohlhabgerundetes Bild vom geschichtlichen und künstlerischen Hall, von Groß- und Klein-Komburg. Am folgenden Tag begleitete er uns sogar auf der schönen Fahrt Kocher abwärts, über die Wasserscheide ins Jagsttal nach Unterreggenbach mit seiner denkwürdigen karolingischen Krypta, von da nach Langenburg zum Hohenloher Schloß. Als er Abschied nahm, konnte er herzliche Dankesworte von jedem hören. Und er hat sie verdient; ist er doch, um uns Führer sein zu können, mitten aus seinem Urlaub von München hergezielt. Unsere Fahrt ging weiter nach Weikersheim zum 3. hohenloheischen Schloß und alten Stammsitz des Geschlechtes und schließlich nach Wergentheim zu kurzer Besichtigung und gemüthvollem Ausklang. Einzelne Teilnehmer waren schon in Hall und Maulselden abgezweigt, andere trennten sich hier, der Rest fuhr nach Würzburg und Bamberg.

Diese Eindrücke hat uns das württembergische Franken vermittelt. Wir waren dort zu Hause, überall trafen wir auf bekannte Spuren, auf geschichtliche und künstlerische Zusammenhänge mit unserer mainfränkischen Heimat. So wurde unsere Erwartung reiflos erfüllt wie in keinem Jahr zuvor, die Erinnerung an das Geschaute wird lange Jahre wachbleiben und den Wunsch groß werden lassen, einmal wieder zu kommen und noch einmal die Wunder zu sehen.

Achtlos wären wir vielleicht an manchem vorbeigegangen, wäre uns nicht auf der ganzen Fahrt ein treuer Begleiter und Führer zur Seite gestanden, dem all die Zusammenhänge schon offenbar waren und der sie uns mit nimmer müdem Bemühen zu vermitteln suchte. So darf deshalb zum Schluß ein besonders herzliches Wort des Dankes gesagt werden unserem Bundesführer Dr. Peter Schneider. A. F.

Nimmer heimatlos!

Gedanken und Erinnerungen von Peter Schneider

(Fortsetzung.)

Ich bin nun kein Gottesgelehrter, ich bin weit von dem entfernt, was einen solchen ausmacht; ich fühle auch keinen Beruf, nach dieser Richtung hin zu wirken, durch Darlegung meines eigenen Standpunkts andere eben dahin bringen zu wollen, wie ich denn überhaupt lieber bescheiden als belehren möchte. Meine Worte laufen darauf hinaus, etwas Unrechtes, etwas Unwahres zu kennzeichnen, etwas, das sich nicht nur auf das religiöse, sondern auf mein ganzes ureigenes Gebiet erstreckt. — Ein Würzburger Freund, Künstler und Karikaturist, hat einmal für ein Heft neben anderen Zeitgenossen auch mich scherzhaft dargestellt, in germanischer Tracht, mit Achtmern auf dem Helm; ein Rabe sitzt in der Nähe, der fagenberühmte Schwanberg steht im Hintergrund. Nun hat der Künstler wohl selber kaum geglaubt, daß ich für das kämpfe, was man schon vor mehr als hundertfünfzig Jahren „Teutonismus“ genannt hat. Es gibt

für mich, und ich darf wohl sagen, für jeden wahrhaft fränkisch empfindenden Menschen, nichts Bächerlicheres als das Altertümeln. Wir Franken halten fest, was wir von den Vätern überkommen haben und was noch in irgend einer Form lebendig ist; daran hält mancher so fest, daß er vielleicht als „altfränkisch“ erscheint; Altertümeln aber ist die verführte Nachahmung von Dingen und Formen, die einst den Kreis ihrer Möglichkeiten durchschritten, die ihr Leben und Wirken vollkommen erschöpft haben und von denen kein ununterbrochener Faden bis zur Gegenwart leitet. An solche Dinge und Formen kann ich anknüpfen, jawohl, kann sie mit neuem Geist erfüllen und innerlich wandeln, so wie einst das italienische Rinascimento die Kunstformen des Altertums zwar wieder aufgenommen, aber auch mit einem neuen Lebensgefühl durchtränkt und durchblutet hat. Doch Gespenster darf ich nicht beschwören, weder auf religiösem noch auf künstlerischem noch auf irgend einem anderen Gebiet; und ganz schlimm wird's, wenn es sich nicht einmal um Wiederaufnahme von beglaubigtem Altem, sondern um fragwürdige Ausgebirten überreizter Gehirne handelt. Wenn ich beispielsweise in einem Kalender den Namen und Begriff „Weihnachten“ — Gesäß der Sägigkeit seit vielen Jahrhunderten — durch „Besuch des (weiblichen) Jullindchens“ ersetzt finde, so ist das gewiß für viele eine peinliche Verletzung heiliger Gefühle, es ist aber anderseits nicht einmal Gespensterbeschwörung, sondern der verzweifelte Versuch, eine unbeglaubigte Sache zu vollständigem Brauchtum zu erheben. Darf ich eine Warnung aussprechen, so warne ich alle Hüter und Pfleger des lebendigen Volkstums eindringlich davor, daß sie ihre herrliche Aufgabe, nämlich die Erhaltung des bestehenden Guten, beslecken und verunglimpern durch den Versuch, das Tote wieder zum Leben zu erwecken oder gar an Stelle von Dingen, die wir gar nicht kennen, den faulen Zauber künstlicher Schreibfischerfindungen zu setzen. Wißt Ihr, was ein Zeidler war? Ein Waldbienezüchter. Was seine Bienen lieferten, war echt. Und wer sich, bildlich und nichtbildlich, als Erbe von Zeidlern fühlen darf, wer selbst noch tiefgrünen Lannenhonig schleudert, der muß einem Hausierer ins Gesicht lachen, wenn ihm der auf der Treppe Kunsthonig anbietet. Kunsthonig ist es mir nicht, wenn Gottsucher ehrlich nach neuen Pfaden der Gotteserkenntnis, nach neuen Möglichkeiten der Gottverbundenheit ausgehen; ich ehre das Vorwärtsschauen; aber Kunsthonig sind mir Religiöschentalmigermanischer Prägung. Seht man mir Derartiges vor, so habe ich ein Gefühl, wie wenn ich von dem berühmten Römerwein in dem Steinsatz zu Speyer trinken sollte. Dabei überlaß' ich es ganz den Gottesgelehrten, den Glaubensgehalt oder -ungehalt solcher Gemächte festzustellen; mich, den Franken, widert das Unehnte an, und ich kann nicht anders, als daß ich das Jullindchen auch in den Sad stecke, der mir für alles Altertümeln an der Wand hängt.

Die Richtung, von der ich spreche, die im 19. Jahrhundert durch die Romantik herausbeschworen, wenn auch von deren edelsten Vertretern keineswegs gewollt wurde, hat sich naturgemäß ganz besonders auf dem Gebiet des Schrifttums breit gemacht; ich brauche nur an den sattham bekannten „Kit-Stil“ zu erinnern. Eine alternde, nicht einsältige (naive), nicht naturverbundene, sondern „historisch“ empfindende Zeit mußte freilich der Meinung sein, der Dichter könne die Menschen vergangener Zeiten auch nur in der Sprache dieser Zeiten sprechen lassen. Dies ist beispielsweise schon die Schwäche der sonst so wackeren Heimattromane von Willi-

balb Alexis. Die Schwäche, sage ich; denn was kommt dabei heraus? Es gab einst keine Schallplatten; wir wissen nicht, wie man einst gesprochen hat, denn was in schriftlichen Überlieferungen an Gesprochenem aufgezeichnet ist, darf nur sehr bedingt als treue Wiedergabe der Umgangssprache aufgenommen werden. Daher liefert jeder Versuch, die Menschen früherer Zeiten in „ihrer“ Sprache reden zu lassen, ganz bestimmt nur ein Zerrbild des Tatsächlichen. Darüber hinaus greift die Frage, ob denn jemals ein lebendiges, saft- und kraftvolles, vom Odem der Gegenwart durchhauchtes Schrifttum überhaupt nur daran denkt, in dieser Hinsicht sprachgeschichtlich treu sein zu wollen. Niemals war dies der Fall. Homer läßt seinen Agamemnon natürlich in seiner Sprache, das heißt in der Sprache des 8. Jahrhunderts v. Chr. reden; bei Tasso sprechen die Kreuzritter wie gebildete Menschen des 16. Jahrhunderts; Shakespeares Caesar und Brutus sind Menschen des Elisabethischen Zeitalters. Durfte ich oben eine Warnung aussprechen, so sehe hier die Aufforderung an die frankenburgigen Dichter, sie möchten sich ganz von dem ängstlichen Gefühl loslagern, als müßten sie sich in geschichtlichen Sprachstilen versuchen, und sie möchten, zum Heil unseres Schrifttums, die Menschen ihrer Dichtungen so sprechen lassen, wie den Franken heute der Schnabel gewachsen ist. Was man Zeitsfärbung nennt, werden sie durch andere Mittel hindänglich erreichen.

Habe ich in der Eiferung gegen das Unechte vielleicht zu viel Worte verloren, so halte man dies einer Empfindung zugute, die mich gegenüber dem Hohlen zuweilen überkommt. Es ist die Empfindung eines Menschen, dem ein wahrhaft gültiges Geschick schon in der Jugend den Blick hinter die Bühnenwände des Lebens vergönnt hat. Ich bin in einer merkwürdigen Umwelt aufgewachsen, in einer Umwelt mit hellen Lichtern und tiefen Schatten. Die hellen Lichter, das helle Licht wollen wir einmal ganz wörtlich nehmen. Ich bin geboren in der Hügelstadt Bamberg, etwa fünfzig Meter über der Talsohle. Meine Vaterstadt wurde schon vor Jahrhunderten „ein Stück Italien unter deutschem Himmel“ genannt. Wenn sich dieser Lobpreis anfänglich auch nur auf die Lustgärten des bischöflichen Schlosses Weyerswörth und ihre südländischen Gewächse bezog, so besteht doch eine gewisse Berechtigung, ihn auf die Stadt und ihre ganze Umgebung auszudehnen. In der Tat ist hier der Himmel blauer, sind die Farben kräftiger als vielerorts unter gleichem Breitengrad. Man halte dies ja nicht für ein Zugeständnis an den sogenannten Solalpatritismus, der weit hinter mir liegt, sondern als Behauptung einer leicht zu beweisenden Tatsache. Der Himmel ist nämlich hier abhängig von der Erde; deutlicher gesprochen: die erdgeschichtliche Bildung des Keupers, der Keuperlehm, die Keupersteine machen den Himmel blau und die Farben satt. Gerade dem Ostfranken kann man dies leicht verständlichen. Über der Mittelstufe der fränkischen Trias, in der Gegend des Ruschellkalks, schwebt fast immer ein überaus feiner Staub in der Luft, von Menschen, Tieren, Fahrzeugen aufgewirbelt und vom Wind in die Höhe getragen; dort schwebt er, bis ihn Regengüsse oder Schneefälle für kurze Zeit wieder herunterholen. Daher die leichtgraue Abtönung des Himmelsgewölbes, der „Milchhimmel“ Mainfrankens, wie ihn das Künstlerauge Hans Thomas gesehen hat. Auch gibt das ausgesprochene Grau anstehender Wellenkalk- und Anhydritbänke und der dazugehörigen dünngrasigen Abhänge, wie etwa im Maintal unterhalb Würzburgs, und oben auf der fränkischen

Platte das durchscheinende fahle Gelb der Kallerde und der Lößbede in den meisten Monaten des Jahres der Landschaft etwas Abgetöntes, Abgedämpftes. Dies wird anders, wenn man nach Osten hin das Keupergebiet betritt. Hier sinkt der grobe Staub der Sandsteine rascher wieder zur Erde; daher ist hier das Blau des Himmels dunkler; und welch völlig andere Farbe bringt beispielsweise der dunkelrote Janklodonletten, der gerade in der Bamberger Gegend eine große Rolle spielt, in die Landschaft! Schwarzer, Brauner, Weißer Jura — dieser mit blendend weißem Schichtkalk, mit zuderigem Dolomit — tragen sodann östlich von Bamberg zur Belebung des Farbenbildes bei. Ja, meine Jugend war von Licht und Farben umblüht; und dazu kam, daß ich oft die Hälfte meiner Tage im Vatergarten oder auf väterlichen Feldern verbrachte, das Gesicht in Gras und Kraut gedrückt, als Gespieler von Käfern, Schnecken und Schmetterlingen, als Geliebter von Beilchen, Windröschen, Lerchenspornen und Margariten. Ludwig Richter hat für Peeringens „Reise durch Franken“ außer anderen schönen Bildern auch eine feinerne Rarter gezeichnet, hinter der die Altenburg sichtbar wird. Nun, dieser alte gotische Bildstock, ein Grenzstein der Immunität Sancti Jakob, steht noch heute am oberen Ende eines Grundstückes, „Blasset“, in Urkunden Blaghart geheissen, das einst meinem Vater gehörte, und auf diesem Bildstock bin ich oft gestanden, geessen und geritten. Was Ludwig Richter nicht kannte, das war der mächtige Hügel großer Waldameisen dicht dahinter, über den ich auf den Rat meiner Mutter wie oft mich beugte, um mit geschlossenen Augen die heißam herausspritzende Ameisenäure einzuatmen . . . Ja, dies war alles hell und licht und freundlich, und diese Freundlichkeit kam von der Natur; das Dunkle — war bei den Menschen; hier schattete das Leben. Hinter meinem Vaterhaus wohnte neben sehr ehrenwerten Leuten zuweilen auch Bad, das sich schlug und vertrug (ich darf an meine kleine Erzählung „Ins Rart getroffen“ erinnern), und solche Leute eröffneten mit trotz aller elterlichen Schutzwehr tiefe Blide vor allem in die Abgründe eines urtümlichen Sprachschazes. Gegenüber auf dem Richelsberg, in den Räumen der ehemaligen Abtei, lebten als Spitalpfandner alte, arbeitsunfähige, minderbemittelte Bürger, männlichen und weiblichen Geschlechts; diese waren, wenn auch vielfach knorrig und seltsam, doch in der Regel ehrenhaft; und doch machte auch hier der junge Mensch allerhand merkwürdige Erfahrungen, wie etwa zu seinem maßlosen Erkennen auch die, daß Siebzigjährige, die schon mit einem Fuß im Grabe stehen, sich noch Eifersuchtszigen liefern können um des Weibes willen! Meinem zweifeldigen Vaterhaus gegenüber in der gleichen Straße stand, ein mächtiger Block, im Winter ein Lichtversperrer, das Antonistift, von uns nur „Die Unheilbaren“ genannt; hier hatten sich begüterte, oft gebildete ältere Personen für den Rest ihres Lebens als „Separate“ eingekauft, sonst aber beherbergte es jene Armen, die in ihrer Jugend die Hülfschule oder nicht einmal diese bevölkern: und solche Menschen sah und sprach ich täglich, sie gingen, als Boten oder zu Dienstleistungen geschickt, bei uns aus und ein. Und hundert Schritt weiter oben, in den Gebäuden der ehemaligen Propstei St. Getreu (Sancta Fides) befand sich die Heilanstalt, vom Volk erbarmungslos als Wartenhaus bezeichnet. Ich sah von Jugend auf die harmlosen unter den Insassen, an denen noch Seltsames genug war, täglich spazieren gehen; wenn oft spät in der Nacht noch ein Wagen den Berg heraus und am Haus vorbeirasselte, so sprachen wir zueinander:

„Jetzt wird wieder einer eingeliefert!“ Ein Garten, von meinen Eltern auf viele Jahre gepachtet, stieß unmittelbar an die Rückseite der Heilanstalt; eines unserer Felder lag nicht weit davon: ich hörte von Jugend auf das Schreien, Singen, Toben unglücklicher Menschen. Da ging wohl jener arme Schizophrene Mann ruhelos im Anstaltsgarten auf und ab und versicherte im gleichen Atemzug: „Der Brumbach muß verhungern, verhungern muß er. Es gibt keinen Gott; ich bin Gott.“ Wir dummen Kinder machten es ihm einst nach: da schrie er: „Wartet, ihr Lausfräßen!“ und machte Niene, über die Mauer zu springen und uns zu verfolgen. Wir flohen wie gehehtes Wild, bis wir an der Schwelle des Vaterhauses förmlich zusammenbrachen. Noch was! Wer war der „Heilige Otto?“ Natürlich der große Bamberger Bischof, der Apostel der Pommeren (1102—1139), dessen Gebeine in der Michaelskirche ruhen. Aber der spöttische Volksmund nannte so auch die Leihanstalt, das Pfandhaus, das im Torhaus des Benediktinerstifts untergebracht war. An dieses knüpfen sich besondere Erinnerungen. Wenn wir Bubens da in der Nähe spielten oder herumlungerten, sahen wir die Besucher kommen und gehen, und mancher schamersüchtige Benutzer dieser sozialen Einrichtung gab uns das Geld, damit wir hineingingen und seine goldene Uhr wieder auslösten. Und hier machte ich schon als Zehnjähriger die schreckhafte Erfahrung, daß es Menschen gibt, die in der tollen Zeit des Jahres ein Bett verlassen, um zum Tanz gehen zu können . . . Ja, ich darf sagen: Krankheit, Wahnsinn, Tod und was sonst im Leben dunkel nachtet, das alles hatte für mich von Jugend auf keinen Schrecken, und hinter den Vorhängen des Alltags sah ich Tollheit, Schlechtigkeit und Väterlichkeit. Dies alles hatte aber die glückliche Folge, daß mir beim Eintritt in die Welt nichts und niemand ein X für ein U vormachen konnte, und daß ich insbesondere alles Wertlose umso schneller in seiner Wichtigkeit erkannte, je eifriger es mit dem Anspruch des Wertvollen an mich herantrat. Wenn ich bei dieser Jugendumwelt nicht zum Pessimisten, zum Schwarzseher geworden bin, so ist daran neben einem günstigen Muttererbe vor allem auch die Tatsache schuld, daß mir unter meinen eigenen Angehörigen und Bekannten nicht wenige Menschen entgegengetreten sind, die nichts als Güte und Herzlichkeit waren, aus deren Augen die Liebe Gottes strahlte.

Im ganzen genommen war es für mich aber ebensowenig leicht, ein Lichtseher, ein Optimist zu bleiben, wie für jeden aufmerksamen Beobachter des Volkes. Damit setze ich mich vielleicht in Widerspruch mit jenen Säulern und Hütierern, die allsogleich von Honig überfließen, wenn vom bieberen, braven Volk die Rede ist, das in der Stunde der Gefahr doch immer seinen Mann stelle usw. Brav; bieder; zuverlässig in der Not: Schon recht! Schon gut! Aber das Volk hat zwei Eigenschaften, die es öfters auf den ersten Blick als bestreblich erscheinen lassen. Das Volk ist pessimistisch und ist grotesk. Über den Pessimismus des Volkes mag man in Büchern nachlesen, die von Völkertunde, Mundartforschung und ähnlichen Dingen handeln; ich stelle hier nur längst Bekanntes von neuem fest. Wer ist Optimist? Der Führer; immer nur der Führer, vom Vorstand einer Vereinerung bis zu den großen Bahnbrechern auf irgendeinem Gebiete. Der Optimismus, das Lichtsehereum, gehöret zum Führer wie das Wasser zum Fisch; der Optimismus ist des Führers Wesen und höchste Kraft, ist überhaupt die Führereigenschaft. Der Führer ist noch Optimist, wenn um ihn der Weltbau zusammentracht. Aber die Gefährten

sind meist schwarzseherisch, vor allem auch mißtrauisch gegen den Nebenmenschen. Dafür gibt es einen Beweis von seltener Eindeutigkeit: es ist der Wortschatz der Volksmundarten mit seinen zahllosen Wendungen der kritischen Beobachtung, der nörgelnden Lieblofigkeit, des mißtrauischen Zweifels und des spöttischen Vergleichs. — Ein Arbeiter erscheint heute nicht auf dem Werkplatze. Was ist mit ihm? „Er macht krank!“ sagen die andern. Sie sagen nicht: „Er ist krank“; das duldet ihr Mißtrauen nicht; sie sagen auch nicht offen: „Er tut nur so, als ob er krank wäre“; sondern sie benötigen einen wahrhaft genial erfundenen Ausdruck, der alles besagt, was man sich denkt, ohne allzu deutlich zu werden. Und wie oft habe ich Leute aus dem Volk, wenn irgend ein Name in einem befremdlichen Zusammenhang genannt wurde, mit bedeutungsvollem Kopfnicken sagen hören: „Neg denken und neg maana“. Aber jeder hatte sich schon seine Gedanken gemacht und seine Meinung gebildet, und diese Meinungen waren vollkommen gleichförmig. Vor allem ist es für den Mann aus dem Volk ungeheuer schwer zu begreifen, daß der Höherstehende, der geistige Führer irgend etwas umsonst, ohne klingenden Entgelt tun könne. Den reinen, uneigennütigen Idealismus faßt er schwer. „Jedes Amtla hot sei Schlämpla“ (jedes Amt trägt nebenher etwas ein!): in dieser Ansicht könnt ihr ihn nicht erschüttern. — Woher dieses sehr befremdliche Mißtrauen? Der Volksforscher, den es schmerzt, daß er es feststellen muß, kennt auch seine Herkunft. Und er weiß auch, daß man, wie immer in diesen Dingen, sehr, sehr weit zurückgehen muß, um den Grund zu finden; daß jede Betrachtung des Volkstums stümpert, wenn sie nicht den ganzen, ungeheuer langen, teilweise erkennbaren, teilweise nur erschließbaren Gang der menschlichen Entwicklung bedenkt. — Das Volk, hier das deutsche Volk, ist schwarzseherisch, weil seine Massebestandteile durch einen vieltausendjährigen, schweren Kampf ums Dasein hindurchgehen mußten. Wir denken zunächst daran, daß gerade jene europäische Rasse, die unter günstigen Lebensbedingungen sich bilden konnte und die darum noch heute die heiterste ist, nur ganz wenige Hundertteile des deutschen Volkskörpers ausmacht, die mittelmeeische. Wie steht es aber mit den übrigen? Die alpine (ostische), deren Ursprünge noch sehr im Dunkel liegen, hat jedenfalls Jahrtausende lang als beherrschte Rasse immer nur den Herrn gewechselt; ihre Grundstimmung ergibt sich daraus von selbst. Die binarische Rasse hat sich in einem ununterbrochenen Kampf mit der Kargheit und den Gefahren des Gebirges, besonders des Hochgebirges, herausgebildet. Und die drei blonden Rassen, darunter besonders die nordische, der Grundstock des deutschen Volkes, müssen sich, wie ihre an Felskörpern arme Haut beweist, in Ländern mit schwacher Sonnenbestrahlung gebildet haben, in Gegenden von geringer Fruchtbarkeit, nahe dem einsigen großen Inlandeis, meinetwegen, wie eine neuere Auffassung will, zwischen Ural und Altai. Jagdnomaden waren es, bevor sie sesshaft wurden, Jagdnomaden in Eis und Schnee der langen Winter, auf sumpfiger Tundra unter brauenden Nebeln, in unfröhen, unholden Ländern. Mißtrauen also bis zum Beweis, daß man vertrauen könne, und oft noch darüber hinaus, ist das Bluterbe, das sich bis in die besseren Zeiten forterhielt; und sind denn diese besseren Zeiten immer gut gewesen? Wir fällt aus der Geschichte des deutschen Volkes so vieles ein von unermesslichen Kriegs- und Friedensnöten. Mag dieses Erbe wirklich erbsest geworden sein, oder mag es sich in jedem einzelnen Fall um das handeln, was man „Gedächtnis

der Materie" nennt — auf jeden Fall dürfte dieser Volkspessimismus, wenn er völlig verschwinden sollte, nie mehr neue Nahrung erhalten. Da aber dieses der Fall ist, wird noch viel Wasser den alten Wein hinunterfließen.

Grotesk sodann ist das Volk: von jener Komik, die ins Seltsame, Bizarre, ja Dämonische hinüberspielt. — Keine Jugend war umgeben von grotesken Erscheinungen des Volkstums. Mächtig ausholenden Schritts eilte täglich nach dem Mittagessen durch das Thor des Bürgerspitals das gewaltige Knochengestüst jener alten, grauhaarigen Gärtnerstau heraus, von der die Leute raunten, sie habe — sehr bedenklich für einen Christenmenschen! — ihren ungewöhnlichen Leib gegen eine Rente der Anatomie vermacht. — Fast täglich kam, mit seiner Mütze auf der Schulter, in eine blutwurstfarbige, wasserdicke Zoppe gehüllt, den Berg heraus zum Antrostift jener fast völlig runde Kuttler getollt, der leider das A nur wie I aussprechen konnte, sodas wir ihm stets im Chor zuriefen: „Michel, die Dag! Wassertag!“ Obwohl Michel-die-Dag kaum jemals Anstalten machte, uns zu verfolgen, brachten wir uns nach Ausführung unseres Sprechchores jedesmal schleunigst in Sicherheit. — Vor einem der Häuschen hinter meinem Vaterhaus saß oft eine uralte Frau, die „Nase“. Die Nase hatte sich schon lange nicht mehr recht gewaschen; ihre Verwandten und auch sie selbst hielten das nicht mehr für nötig. Ihre Haut war mehr als isabellenfarbig. Als mein Onkel, der als Junggefelle bei uns im Hause wohnte, dies nicht mehr mit ansehen konnte, stiftete er an einem schönen, warmen Frühlingstag 50 Pfennig, worauf drüber eine große Waschung vor sich ging. Mit verjüngter Haut hochte nun die Nase im Sonnenschein am Gartenzäunchen. — Ein älterer Konditorgehilfe, ein durchaus achtbarer Mensch und Familienvater, besaß einen Fufatenslauch, einen Tschalo und Säbel; diese Herrlichkeiten legte er zuweilen an, sang dann, nicht ganz einwandfrei, das Lied von den „Blankensteiner Fufaten“, und einmal, an einem Nachmittag, ließ er sich von seinen Freunden auf einen Bräutigaul setzen und ritt so den Jakobsberg hinauf und hinab. Er nahm die Sache völlig ernst: es war nicht Fastnacht damals. Etwas ganz Besonderes war sodann jener im Bürgerspital untergebrachte alte Bäckergefelle, der an den Tagen vollstämmlicher weiblicher Heiliger mit glitzernden Ketten von Silbertalern und Schaumünzen über der Brust bei allen Bäckerfamilien, die ein „Annela“ oder eine „Räthl“ oder „Bärbel“ besaßen, zum Glückwunsch antrat! Und bis ins angesehene, begüterte Bürgerthum hinein erstreckte sich das Reich des Grotesken. Ober wie war das zu nennen, wenn der schon sehr behäbig gewordene frühere Besitzer eines angesehenen Zuderwarengeschäftes hoch zu Schimmel durch die Straßen ritt, gleich einer mythischen Gestalt, gleich jenem Schimmelreiter, von dem der ins Deth-vollstämmliche gewandelte Spottspruch kündete:

„Hannes von Bishberg,
Was mecht denn bei Gaul?
Er frist net, er säuft net,
Er mecht a krumms Maul.“

Und wie war das zu nennen, wenn derselbe Bürger in Gesellschaft gern sein Freigeistertum betonte, aber zugleich auch versicherte, das er jede

Nacht vor dem Schlafengehen wie als Kind ein Vaterunser und Ave Maria bete? —

Ich höre nun schon im Geist die Sammelwörter, mit denen nach deutscher Art meine Leser diese Gestalten auf einen Nenner bringen: „Komische Stücke; Sonderlinge; Originale“. Gewiß, das waren sie; aber ich möchte wünschen, daß das Dasein solcher Gestalten in einem tieferen und ferneren Zusammenhang gesehen und begriffen würde. Denn auch die künstlerische Darstellung solcher Menschen durch Humoristen wie Ludwig Richter oder Wilhelm Busch gibt ja nur das Tatsächliche, zeigt nicht die Ursprünge. — Der komisch-originelle, der groteske Mensch ist in der Regel nichts anderes als ein Überbleibsel aus längst vergangenen Tagen der Menschheit. Er hätte vor 3000, 6000, 10000 Jahren leben sollen! Er, der Höhlenmensch (die „Nase“!), der mit Hals- und Knöchelringen behängte Bronzemensch (der alte Bädergefelle!), der federgeschmückte Stammeshäuptling (der Plankensteiner Husar!), die altgermanische Priesterin (die gewaltige alte Gärtnerstrau!) fallen aus dem Rahmen unserer Zeit heraus und müssen daher heute als Sonderlinge erscheinen. Sie stellen aber nur die eigentlich liebenswürdige Erscheinungsform überholter urväterlicher (atavistischer) Zustände dar. „Originale“ entstehen in der Regel durch die Überschneidung zeitlich oder räumlich oder inhaltsmäßig getrennter Kulturkreise.

(Fortsetzung folgt.)

Ein oberfränkischer Volksdichter

Die Schönheit unserer fränkischen Heimat fordert immer wieder den Dichter heraus zu Lob und Preis, im Kunstgedicht und in einfachen Versen. Gerade auch der Mann aus dem werktätigen Volk findet hierbei nicht selten Worte von hoher Begeisterung. Es ist ja kein Wunder. Steht er doch seiner Heimat am aller nächsten, pflegt täglichen Umgang mit ihr, sieht ihre Herrlichkeit mit jedem Morgenrot gleichsam neuersehen. So besingt ein Halberg seinen geliebten Steigerwald, ein Franz Josef Ahles den Cordigast.

Von Ahles wollen die folgenden Zeilen etwas erzählen, da er demnächst, am 18. September, seinen Geburtstag feiert. Sein Vater war Feuerwerker im 2. Feldartillerieregiment in Würzburg, als der kleine Franz Josef geboren wurde. Nach dem Abschied vom Heeresdienst betrieben die Eltern einen kleinen Laden an der alten Mainbrücke, zogen dann im Jahre 1872 nach Ebelbach bei Etmann und von da nach Buchheim bei Altenkunstadt, der Heimat des Vaters. Doch wieder trieb sie das Schicksal fort nach Bamberg, nach Ebelbach, nach Neuschleichach, nach Würzburg und wiederum zurück nach Buchheim. Hier sollte der junge Ahles nun Wurzeln schlagen, baute sich ein Häuschen und kaufte einige Tagewerk Feld. Hier gründete er auch endlich seinen Hausstand. Von dem Ertrag der Ackerken, von den Einnahmen aus der Besenbinderei ernährt der fleißige Mann redlich seine Familie. Gar oft stand namentlich am Anfang Frau Sorge in Küche und Stall, aber er ließ sich von ihr nicht bezwingen. Er zog sich höchstens vor ihr in sein Inneres zurück und lauschte den Stimmen, die dort sangen. So wurde er „Der Dichter“, wie die

Nimmer heimatlos!

Geboten und Erinnerungen von Peter Schneider

(Fortsetzung.)

Diesen Faden muß ich noch ein wenig weiterspinnen. Wir wissen ja schon: Der „asoziale“ Mensch, der Gesellschafts- und Ordnungsfeind, ist ganz besonders ein Überbleibsel aus gesellschafts- und ordnungslosen Tagen der Menschheit. Ich lernte in meiner Jugend Leute kennen, die in der Mitte zwischen dem Harmlos-Protesten und dem Gefährlich-Ummenschenhaften standen, bei denen sich das Komische mit dem Wilden mischte. Eine in unserer Nähe lebende Familie war in der ganzen Stadt berüchtigt wegen ihrer urwüchsigen Kraft und Ungeschlachtheit; diese Leute tranken unbändig, wenn sie Geld hatten, dazwischen „schafften“ sie auch wieder. Lächeln muß ich heute, wenn ich an ein persönliches Erlebnis mit ihnen zurückdenke; ich war damals Gymnasiast von etwa achtzehn Jahren. Uns war auf einem Kartoffelfeld, nach schon vorausgegangenen kleineren Diebstählen, über Nacht ein ganz großes Stück ausgeräumt worden, und die Spuren wiesen bestimmt nach dem Hause jener Familie. Meine Mutter, schon jahrelang Witwe, veranlaßte eine Hausfuchung, und richtig fanden pralle Säcke mit den uns gestohlenen Kartoffeln dort in der Wohnung. Der Schutzmann war noch keine Viertelstunde weggegangen, da erscholl wildes Geschrei vor unserem Hause. Noch ehe ich recht begriff, daß einer von der Sippe mit seiner Schwester draußen stand, stürzten auch schon mit Geflirr die Scheiben unseres Küchenfensters herein, und die beiden zogen unter wüstem Schimpfen ab. Aber sie schienen mit dem Ausmaß ihrer Rache noch nicht recht zufrieden, und ich sah, daß sich das Weib mit dem Reishaken bewaffnete um wiederzukehren und gründlichere Arbeit zu schaffen. Ich sprang in den Hof, riß das Holzbeil aus dem Hackstock und stellte mich, als Verteidiger von Mutter und Haus, zitternd vor Wut in den Hausgang hinter die Tür, in Erwartung der Kommenden, zu allem bereit. Es war vielleicht für die Beteiligten insgesamt ein Glück, daß sich jene, wohl durch eine Warnung veranlaßt, auf halbem Weg anders bejann und wieder umkehrte. War dies aber nicht eine Szene, die, wie von einem großen Spielleiter der irdischen Komödie zum Spott ein paar Jahrtausende zu spät aufgezo-gen, besser vor den Eingang einer Höhlenwohnung im Jura und in das Jahr 4000 vor Christus als in die gestiftete neuzeitliche Sankt-Getreustraße und ins Jahr des Heils 1900 gepakt hätte? Und so hastete auch diesem Vorgang etwas Protestes an. Jene Sippe aber leistete sonst noch Erstaunliches, das aus dem Rahmen unseres Kulturkreises vollkommen herausfiel. Der eine Bruder des Fensterzertrümmerers, ein durch Unglücksfall schwer beschädigter Gelegenheitsarbeiter, bestieg an einem Sonntag vormittag während der Messe plötzlich die Kanzel der Martinskirche in Bamberg und begann vor der bestürzten Gemeinde eine Art wüster Predigt zu halten. Jahre zuvor war sein Vater während der Michaelsberger Kirchweih von Frau und Kindern daheim eingesperrt worden, weil er schon angeheitert war und sie ihn in diesem Zustand nicht auf dem Festplatz haben wollten; zugleich hatten sie ihm vorsichtshalber die Kleider veräußert. Aber der Alte hieg durch ein Fenster aus und erschien plötzlich zur ungeheuren Heiterkeit der einen und zur gleich großen Entrüstung der anderen Kirchweihgäste im Hemd auf dem Tanzboden! —

Ich würde bei diesen Dingen wohl nicht so lange verweilen, wenn mir nicht aus der Geschichte meiner eigenen Familie Jüge bekannt wären, die das Groteske zum mindesten streiften. Freunde, wie soll man das bezeichnen, daß mein Vater zusammen mit seinen Vettern und anderem Jungvölk des Berges, als der verlassene Friedhof von Sankt Getreu durch einen Neubau ange schnitten worden war, mit den Röhrenknochen der Ahnen die Rüsse von den Bäumen wart? ... Meines Großvaters habe ich schon kurz gedacht. Er, Lorenz Schneider, geboren 1792, war wie sein Vater Nikolaus Schneider eine — ich will mal sagen: Säkularisationserscheinung; oder deutlicher: Sie waren beide Opfer der Säkularisation. Laßt mich bei diesem für unsere fränkischen Lande so inhaltschweren Wort und bei dieser so schicksalsschweren Sache ein wenig verweilen; einmal müßte es in diesen Gedanken und Erinnerungen ja doch geschehen; ich komme schon wieder auf meine Vorfahren zurück. — Man müßte ein stumperhafter Beurtheiler der Geschichte sein, wollte man glauben, die weltliche Herrschaft der geistlichen Fürsten hätte um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts noch erhalten bleiben können. Ihre Zeit war um, und vom Standpunkt der Kirche aus gesehen muß die Säkularisation geradezu als ein Segen betrachtet werden. Doch zweierlei hätte dabei anders sein können, zweierlei muß ich bedauern. Das eine war dies, daß es nicht gelang und vielleicht nicht gelingen konnte, aus den ostfränkischen geistlichen und weltlichen Kleinstaaten des alten Reiches ein stammestümliches Fürkenthum oder Königreich zu bilden, das in seinem Umfang dem frühmittelalterlichen Herzogtum Ostfranken hätte entsprechen müssen: von der Fulda bis zur Altmühl und vom Neckar bis zur Thüringer Saale; ein Land, ebenso groß oder noch größer, ebenso ehrenreich oder noch ehrenreicher als Baden, Sachsen und Württemberg. Warum es nicht gelang, bleibe unerörtert; ich will keine geschichtliche Abhandlung schreiben. Genug, Franken wurde unter Staaten aufgeteilt, von denen die Mehrzahl stammesfremd war; der Hauptteil kam an das stammesfremde Bayern. Man könnte darauf hinweisen — und es ist schon geschehen — daß die in Bayern damals herrschenden Wittelsbacher ja dem pfälzischen Zweig des Geschlechtes angehörten, mithin Rheinfranken und also immerhin Franken waren. In der That, diese pfälzischen Wittelsbacher, diese Heidelberger, diese Zweibrücker, diese Jülicher waren nicht nur kulturell ihrem bairischen Ursprungsland völlig entfremdet worden, sie hatten auch blutmäßig mit Bayern fast nichts mehr zu tun. Aber das blieb belanglos für die innere Politik des Königreichs; diese war kultureinheitslos (nur darauf kommt es mir an.) — Ich höre in meine Ohren: „Das ist ja alles vorüber. Ins Frankenland träufeln keine andersartige Kultureinflüsse mehr und zerlegen das fränkische Bewußtsein. Warum frohlockst du nicht?“ Ich frohlocke nicht, weil in der langen Zeit von fünfviertel Jahrhunderten viel zu viel ausgelöscht worden ist von dem, was nicht hätte ausgelöscht werden sollen; weil mich dies zu einem schweren, entbehrungsreichen, enttäuschungsvollen Kampf gezwungen hat, dessen Notwendigkeit mich nicht mit Freude erfüllt; und weil ich nicht weiß, ob alles wieder gutgemacht werden kann. Doch lassen wir dies jezt; — das zweite, was im Zusammenhang mit der Beweltlichung der fränkischen Heimatstaaten, der geistlichen meine ich, gescheh, erfüllt mich nicht nur mit Bedauern, sondern heut' noch mit Bitterkeit. Es war die Art und Weise, wie die Beauftragten der neuen Regierung mit dem Kulturgut verfuhrten, das sie in ihren Staat hätten

hinüberbringen sollen. Zerstörung und Verschleuderung waren die Kennzeichen eines Verfahrens, für das wir Spätgeborenen das treffliche Wort Kulturvolkschwidmung zu benutzen in der angenehmen Lage sind. Ich begreife nun einmal nicht — um einen Fall aus der zahllosen Menge herauszugreifen, — warum es nötig gewesen sein soll, daß die Kirche von Münster-Schwartzach, ein Meisterwerk Balthasar Neumanns, vom Erdboden verschwand, und ich hasse den Geist, dem solches entsprang.

In diese Vorgänge nun waren meine väterlichen Vorfahren eng verschlungen. Ich muß ein Wort meines Urgroßvaters erwähnen, das die Ehrengewinnin, im Jahre 1803 ein kleines Mädchen, in ihrem Gedächtnis bewahrt und weiterzählt hat. Mein Urgroßvater und das Mädchen waren dabei, als Körbe, vollgefüllt mit wertvollem Kirchengerät und Kunstgegenständen, „aus dem Tempel Jehovas geraubt“, bereit standen, um fortgeschleppt zu werden. Neugierig schaute das Kind in einen der Körbe hinein; und Nikolaus Schneider sagte zu ihm: „Da lang nei“, Babettla, und nimm dir auch was mit zum Andenken.“ Aber das Kind erwiderte: „Das wär' ja g'roßln!“ „Ach“, sagte mein Urgroßvater, „du nimmst's ja nur einem viel größeren Dieb wieder ab“... Wie hätte er anders denken sollen? Er, bis dahin landwirtschaftlicher Angestellter in der Abtei, wurde arbeitslos, brotlos durch den neuen Staat. Im Gesundheitsdienst, als Heilgehilfe würden wir heute sagen, fand er dann einstweilen Verwendung. Aber bei der ersten Kranken- oder Verwundetenüberführung legte er sich mit dem Flecktyphus an, den die naturgemäß verwanzten Kriegsheere der napoleonischen Zeit damals über Europa verbreiteten, und starb daran. Sein Sohn aber, mein Großvater, ein vielversprechender Knabe, wurde durch die Aufhebung des Klostersifts jäh aus dem Studium herausgerissen, dem er sich an der Abteischule — einem Privatgymnasium älteren Stils — hatte widmen können. Zur Weiterbildung fehlten durchaus die Mittel; denn alles, was bisher mit den geistlichen Stiften zusammengegangen hatte, verarmte urplötzlich und zwar rettungslos auf Jahrzehnte hinaus. Lorenz Schneider kam, wie berühmtere Männer vor ihm, zu einem Schuster in die Lehre. Das frast an der Seele des jungen Menschen; er suchte nach dem Urheber aller Wirrungen der Zeit und seiner eigenen Schädigung und fand ihn — in Napoleon. Als der Gewaltthaber 1806 zum vernichtenden Schlag gegen Preußen ausholte und anfangs Oktober in Bamberg einzog, da faßte mein Großvater den Plan, Napoleon umzubringen. Und jetzt begann die Groteske. Der Kaiser mußte, wenn er zu der Neuen Hofhaltung auf dem Domberg gelangen wollte, durch die Straßengehege der Schütt fahren, die später in Karolinenstraße umgetauft wurde. Darauf baute Lorenz Schneider seinen Plan. Er verschaffte sich Zutritt zu einer Dachkammer in einem hochgiebeligen Haus (es steht noch so wie damals), brachte einen großen Korb hinauf (einen Hudekorb) und füllte ihn heimlich mit Pflasterkeimen bis zum Rand; fuhr der Verhaftete unten vorbei — er würde langsam fahren müssen an dieser Stelle — so wollte er den Korb umstürzen und den Korfen zerstreuen! Wäre die Tat gelungen, so wären vermutlich auch diese Zeilen niemals geschrieben worden. Doch es kam anders. Die Straßenränder, die Fenster sind alle schon von Menschen dicht besetzt. Zwei junge Burschen suchten unten nach einem Ausguck. Sie entdecken das methwürdigere noch unbelegte Dachfenster, stürmen ins Haus, die Stiegen hinauf; die Kammerkür ist von innen verschlossen; sie stemmen sich dagegen, brechen sie auf — drinnen

steht, nun sehr erschrocken, ein junger Bursche, vor sich auf dem Fensterbrett einen riesigen Korb; was will er damit? Gleichviel: nach kurzem Wortwechsel werfen sie den Korb in die Kammer herab, legen sich ins Fenster — und drunten fährt der Kaiser der Franzosen, der Freund und Beschützer des Landesherren, unter dem echten oder gefälschten Jubel der Bevölkerung sicher vorbei! —

Vor mir liegt ein Lichtbild meines Großvaters aus seinen älteren Jahren, ein Sitzbild, hergestellt etwa 1858 von G. Gattineau in Erlangen. Ich sehe den hochgewachsenen, schlanken alten Herrn und suche in seinen Zügen nach rassistischen oder sonstigen Voraussetzungen für jenen trabhaften Anschlag mit untauglichen Mitteln und für das Groteske dieser ganzen Geschichte. Ich sehe die hohe Stirn, die sehr hellen Augen mit den gegen die äußeren Winkel herabgesunkenen Wülsten, die kräftige, an der Spitze etwas verbildete Nase, die schmalen, waagrecht Lippen, das gegen die Stirn sehr niedrige Untergesicht: und da ich nicht leichtfertig genug bin, aus dem Befund ohne weiteres das herauszulesen, was ich vielleicht selbst gern herauslesen möchte — so frage ich mich, ob nicht die Umwelt, in der er aufwuchs, ob nicht seine Vaterstadt für das von mir Erzählte verantwortlich zu machen ist. Was vermag die Umwelt auf den Menschen? Nicht alles, was man früher von ihr glaubte; aber auch mehr, als man heute vielfach von ihr anzunehmen geneigt ist. Die Umwelt kann nicht, wie man einst meinte, unmittelbar erbefeste Veränderungen hervorbringen: Das Gebirge macht nicht durch seine Luft und sein Licht oder sein Wasser lange Schädel schlechtweg kürzer, die Ebene kurze Beine nicht länger, der Süden verbunkelt helle Augen nicht, der Norden erhellt die dunklen nicht durch unmittelbar ändernde Kraft. Aber die Umwelt übt Reize aus und zwingt den Menschen darauf zu antworten, so oder so, führt durch die verschiedene Art der Antwort zur Auslese der für die Umwelt Geeigneten und durch Kreuzung dieser Geeigneten zur Erbfestigkeit; und in diesem Sinn bringt die Umwelt neue Rassen hervor, hat sie hervorgebracht. Die gewaltige Macht der Umwelt beruht aber vor allem auf der Unaufschreiblichkeit ihrer Reizwirkungen über all den Wechsel der Menschengeschlechter durch Jahrtausende. „Wölbt sich der Himmel nicht da droben? Liegt die Erde nicht hier unten fest?“ ... Nur wenn sie sich selbst wesentlich ändert, ändern sich auch ihre Reizwirkungen wesentlich. — Es ist aber von einer besonderen Art der Reize noch zu sprechen: von jenen, die dem Sonnenschein zu vergleichen sind. Was nützen alle Reize, die im Boden schlummern, wenn nicht der Sonnenmund sie zum Leben küßt? Die Eigenart einer Umgebung weckt „konforme“ (übereinstimmende, entsprechende) Seelenstimmungen und Begabungen, die in einer ihnen nicht entgegenkommenden Umwelt ruhig weitergeschlummert hätten. Und da behaupte ich denn, daß die Heimatstadt meines Vaterkammes, die ich oben schon ein schönes Ungeheuer nannte, kraft ihrer verschiedenartigen und gemischten landschaftlichen, baulichen und menschlichen Wesenszüge voll ist von Geheimnissen, Seltsamkeiten und Wunderlichkeiten, als „Stadt der Wunder und der Träume“, wie sie ein zu ihrem Lobpreis geschriebenes Büchlein trefflicher nennt. Und ganz gewiß ist auch die Seele meines Großvaters durch diese Umwelt auf das Seltsame, Groteske hingelenkt worden. Übrigens hat ja die wunderliche Stadt einen ungleich viel bekannteren Zeugen für ihre geheimnisvollen Kräfte. Wir wissen, wo die Sonderbegabung Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns gleich einer Knospe aufgebrochen

ist: nicht in Königsberg, nicht in Ploetz oder in Dresden, sondern in Hamburg. Ja, hier konnte ein toller Kapellmeister Kreisler leben, hier konnte ein Bruder Redardus aus einem harmlosen Fläschchen den Dufst der Egierte des Teufels in sich ziehen. Hier konnte hinter dem laubumspunnenen Sankt Repomul im wasserumtrauchten Gain der Hund Berganza plötzlich den Mund öffnen und stöhnend ausrufen: „Grausames Verhängnis! Verfluchte Cannigares, so ist denn deine Wut auch noch mächtig im Tode?“ —

In der That, die alten Römer, dieses Gemisch von Verstand und Wunderglauben, täuschten sich nicht: Es gibt einen Genius loci und er läßt sich meist sogar wissenschaftlich beschreiben. Sein Kleid zu weben trägt die Natur wie der Mensch bei. Weil aber dem so ist, kann sich der Genius loci verändern, denn die Natur wie die Menschheit ist veränderlich. Sehen bei der Natur — wir sprachen oben davon — wesentliche Veränderungen meist nur in großen Zeiträumen vor sich, so kann sich in kleineren Einzelsügen und innerhalb enger Bezirke ihr Aussehen durch Katastrophen sehr rasch, durch Entwidlung verhältnismäßig schnell wandeln. Laßt den Hafen von Pisa verlassen, so wird aus der von flutendem Handelsleben erfüllten Seestadt ein verträumter Binnenort: Der Genius loci ist kaum mehr zu erkennen. Rascher verändern sich die Menschen: „mit den Zeiten“, sagt ein altes Wort. Wie? Bleibt der Mensch nicht immer derselbe? „Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag und ist so wunderbar als wie am ersten Tag.“ Nun, das Wort Goethes spricht nur vom Artbegriff, im gleichen Sinne wie wir sagen: Art läßt nicht von Art. Aber in dreifachem Sinn verändert sich die Menschheit wirklich. Zunächst, als Ganzes genommen, in ihrer Entwidlung vom Triebhaften zum Verstandesmäßigen, in jener ungeheuren Entwidlung, deren furchtbares Ende ich hier verschweigen muß. Immer gebildeter wird darum, Volk ab Volk auf, der Genius der Menschheit, immer gelehrter, immer vernünftiger. Das gelegentliche, von geheimer, undeutlich bewußter Angst gestachelte Aufbäumen von Völkern, von Geschlechtern gegen diese Entwidlung bringt vorübergehend eine gewisse Rückwärtsveränderung herbei, scheint den Genius zu verjüngen. Eine zweite, aber nunmehr räumlich begrenzte Veränderung wird durch Rassenmischung hervorgerufen: wenn durch ungünstige oder unfolgerichtig fortgesetzte Mischung ein neues Volk entsteht, dessen ursprüngliche Wesenszüge in ihren Umrissen nun an Deutlichkeit eingebüßt haben, oder — ein seltener Glücksfall — wenn räumliche Abgeschlossenheit während des Borgangs der Kreuzung ein neues, günstiges Rassenbild erscheinen läßt (die Japaner sind dafür ein überaus eindrucksvolles Beispiel). Und endlich gibt es noch eine ganz eigentümliche Veränderung des Menschheits-Erscheinungsbildes, die man in ihrem Ursprung erkannt haben muß, um ganze Kulturen zu verstehen. Diese Art von Wandlung ist nur bei Völkern von großer rassistischer Spannweite der Seele und großer Mannigfaltigkeit der Seelenkräfte möglich. Ein solches Volk läßt zu Zeiten, auch ohne Rassenmischung, gewisse Eigentümlichkeiten seines Wesens stärker hervortreten als zuvor und scheint daher anders geworden zu sein. Es scheint z. B. in dieser Zeit irgend einem bedeutenden fremden Einfluß zu erliegen; in Wirklichkeit hallt nur der Schall der fremden Klänge in einer bisher verschlossenen, aber nun geöffneten Kammer seiner Seele wider.

(Fortsetzung folgt.)

„Karl der Große oder Charlemagne?“ *)

Eine Buchbesprechung von A. Fries

Der Streit um Karl den Großen ist in den letzten Wochen verstummt, sicherlich zum großen Segen des gesamten deutschen Volkes. Es war oft ein recht unwürdiges Gezänke, das sich da erhoben hatte um einen Helden, dessen Gebeine mehr als 1100 Jahre im Aachener Dom ruhen. Nicht immer hat in dem Streit die Sachkenntnis das Wort ergriffen und Tadelndwertes getadelt, auch viel Entstelltes und Unrichtiges wurde durch Wort und Schrift unter das Volk gebracht. Doch Gottlob, der große Frankenkaiser brauchte nicht aus seinem Grabe aufzustehen um seine deutsche Art, sein deutsches Handeln zu verteidigen: Der Führer selbst hat auf dem Reichsparteitag der Freiheit in eindeutigen Worten über diese Fragen gesprochen. (Vergl. unseren Leitartikel Seite 81). Außerdem haben acht deutsche Gelehrte die Ergebnisse ganz besonderer Forschung in einem Buch zusammengetragen, das nunmehr jeden, der guten Willens ist, über all die strittigen Fragen belehren kann.

Den Reigen eröffnet Karl Hampe mit einem richtunggebenden Aufsatz über: „Die Persönlichkeit Karls“. Es folgen dann der Reihe nach: Hans Raumann: Karls germanische Art; Hermann Aubin: Die Herkunft der Karlinger; Martin Linjel: Die Sachsenkriege; Friedrich Baethgen: Die Front nach Osten; Albert Bradmann: Kaisertum und römische Kirche; Karl Erdmann: Der Name Deutsch; Wolfgang Windelband: Charlemagne in der französischen Ausdehnungspolitik. Es ist ein klares, durch genauestes Quellenstudium gehärtetes Bild, das sie uns von Karl dem Großen geben. Darnach steht er vor unseren Augen als ein durch und durch deutscher Mann, der das Bluterbe, das ihm von seinen germanischen Vorfahren überkommen war, rein erhielt und ebenso rein fortpflanzte (Aubin und Raumann). In seiner äußeren Erscheinung, wie in seinem ganzen Wesen und Tun war er eine Kraftnatur oder eine Naturkraft, wie er seinen Mitarbeitern vorkam. Er war „zugleich schrecklich, liebenswert und bewundernswürdig“, oft bis zu Tränen gerührt, aber stahlhart bei Hindernissen, die seinem hohen Ziele im Wege standen. Kleidung und Lebenshaltung waren denkbar einfach und nicht viel anders als die seiner Volksgenossen. Der Christuskirche war er überzeugt zugetan, obwohl nicht er den Franken das Christentum gebracht; Chlodwigs Taufe war hierfür ausschlaggebend gewesen. Auf der anderen Seite aber trifft ihn kein Vorwurf ungerechter als der, er sei in Abhängigkeit von Rom gewesen; genau das Gegenteil ist geschichtliche Wahrheit. Von monchischem Geist war an seinem Hof nichts zu spüren; nie vergaß er seine deutsche Sendung (Hampe und Bradmann). Seine Aufgabe war eine gewaltige, die germanischen Völkerschaften aus „ihren engen persönlichen Bindungen von Sippe, Gefolgswesen und Stammesgenossenschaft heraus zur Einreihung in größere Verbände von Staat und Volksgemeinschaft“ zu bringen. Daß er dabei den Sonderbestrebungen der einzelnen Stämme, besonders der Sachsen, entgegenzutreten mußte, ist wohl verständlich. Wir nehmen ihn gewiß nicht in Schutz, wenn er Strausamkeiten beging, aber er soll nicht ungerecht geschmäht werden (Linjel).

*) Verlag von G. G. Witzler & Sohn, Berlin 1935, Preis kart. 2 A.

Nimmer heimatlos!

Gedanken und Erinnerungen von Peter Schneider

(Fortsetzung.)

So laßt mich denn endlich das Wort aussprechen, zu dem die letzten Betrachtungen hindrängen. Grotesk nannten wir eine Wesenseigentümlichkeit des Volkes: warum nicht — barock? Bamberg, die Stadt des Barock; Würzburg, die Stadt des Rokoko; Franken überhaupt in seinen katholischen Teilen ein Land des Barockstils, in seinen protestantischen noch stark genug davon beeinflusst: Warum sollten nicht die Menschen solcher Städte, angesichts der krausen, veränderten, verunstalteten Barockwerke, angesichts flatternder Heiligengewänder, verzückter Gesichter, gespreizter Handbewegungen auch in ihrem Leben solche Jüge zur Schwärze tragen? — Da ich mit dem Wort Barock eine lebenswichtige Frage der Erkenntnis unseres Volkstums angeschnitten habe, will ich etwas länger hier verweilen; denn hier gibt es große Irrtümer zu berichtigen.

Vor nicht allzu langer Zeit, so ließ ich mir erzählen, kam in eine durch ihre Barockbauten berühmte Stadt Frankens ein Mann, der in einem Vortrag mehrere schöne Sätze gegen den Barockstil zerbrach und gegen die undeutsche Außerlichkeit dieser Kunstübung die Deutslichkeit der Gotik und überhaupt der älteren deutschen Kunst ausspielte. Der Ort für dieses Sätzenbrechen war ja schlecht gewählt, nachdem für Blide aus dem Fenster ein berühmtes Werk Valthasar Neumanns in unangenehmer Sichtnähe stand. Zudem, so erzählte mir ein Augen- und Ohrenzeuge, legte die Persönlichkeit des Redners einen heiteren Vergleich mit seinen Worten nahe. Wer für die Gotik spricht, wäre am besten selbst ein gotischer Mensch, Holzgeschnitz, steif, die eine Hüfte vorgewölbt, mit wallenden Haaren, magerem Gesicht, langen, dünnen Fingern. Der Redner war aber in dem Pathos seiner Haltung und Sprache ein leidenschaftiger Barockmensch und seine Erscheinung strafte jeden Augenblick seine Worte Lügen. Doch dies beiseite — so verfehlte sein „scharfster Strich“ das Ziel und war, gerade vom Standpunkt unserer Tage, durchaus abwegig. Das Gespreizte, das Theatralische, das Uppige mancher Barockwerke sind die notwendigen Randerscheinungen dieses Stils, nicht aber sein Kern und Wesen: es sind die Übertreibungen, die Übersteigerungen, es ist — der „Expressionismus“ des Geistes jener Zeit; das Zuviel, von dem freilich ein altes Sprichwort sagt: „Omne, quod est nimium, vertitur in vitium“, jedes Zuviel ist ein Fehler. Und hinwiederum der Mangel an Innerlichkeit bei manchen Barockwerken ist das Zuwenig jener Künstlerpersönlichkeiten, die beim Außerlichen, Allzuäußerlichen der Zeit stehen geblieben sind. Wie leicht ist es, bei Stilen aller Zeiten ein Zuviel und ein Zuwenig festzustellen! Bei der Gotik z. B. Verrenktheit und Abirren ins Geschmacklose auf der einen, schwere Mängel in Zeichnung und Körperbehandlung auf der anderen Seite! Wir lehnen überall die unkünstlerische Übersteigerung und die unkünstlerische Hilflosigkeit ab. Was nun das wahre Wesen der Barockzeit anlangt, so ist es mir, der ich von Kindesbeinen auf inmitten von Erinnerungen an alle deutschen Stile aufwuchs, völlig klar geworden, als ich beim Aufbruchsfest 1935, unwärsnt vom Lichterglanz der frühmorgentlichen Stunde, im katholischen Dom zu Würzburg das Halleluja des Protestanten Händel hören durfte, das ich im Konzertsaal schon so manches Mal vernommen hatte. Mich ergriff diese Stunde wie selten etwas zuvor: Aus-

stattung des Bauwerks und Haltung dieser Musik der gleichen Zeit, dem gleichen Geist entsprungen; der Goldglanz der Mäure durchbebt vom gewaltigen Überschwang der Tonsolgen, die Nummengewinde erzitternd unter dem Jubel; die Engel und die Kindlein rings an den Hochwänden alle einstimmend in die Freudenschreie der Menschen... Totalität, Ganzheit eines gesteigerten, vollsaftigen Lebensgefühls, noch einmal in Europa vor dem rettungslosen Auseinanderfallen in eine Unzahl sogenannter Weltanschauungen und vor der Zersetzung durch kalte Vernunft: das ist, das war der Barock. Ich hatte den Gesichtswinkel gewonnen, unter dem ich nunmehr für immer jene Zeit und ihre Kunst betrachten werde, und mit dünkt, es ist der Gesichtswinkel, unter dem auch unsere Zeit den Barock betrachten muß. Wir wollen, wir brauchen, wir können heute nicht mehr Barockmenschen werden, so wenig wie romanische oder gotische Menschen; aber eine Zeit, die nach neuer Ganzheit strebt, muß die Verwirklichung der Ganzheit in früheren Zeiten, unter anderen Verhältnissen, in anderer Ausprägung verstehen, würdigen, ja bewundern können, sonst zieht sie sich den Boden unter den eigenen Füßen hinweg. Sicher war die Ganzheit des Barockgefühls auf katholischem Boden zuerst entstanden, aber eben so gewiß wurde sie über die Bekenntnisse weg gefördert, ja gewähreleistet durch die Gleichheit der Staatsauffassung in allen den unumschränkten Herrschaftsgebieten der Zeit. Und von den Hofburgen, den Bischofsstichen und Abteien, den Bürgerhäusern der Städte drangen die Kunstformen der Zeit hinaus bis ins letzte Dorf, oft entstellt, vergrößert, gemischt mit Resten alleinheimischer Formen, aber bemerkbar bis in die letzte Bauerntruhe hinein — in Franken oft noch glänzend und hochkünstlerisch selbst auf dem Lande, wie viele feinerne Bildstöcke an den Straßen beweisen oder das einzigartige Rotokobdorf Grafentheinfeld. Jenen aber, die in diesen Kunstformen sturen Blicks nur immer die „welschen“ Formen sehen, möchte ich nur sagen, daß es einen Barock deutscher Prägung gibt, ausgeglichen mit den Forderungen der deutschen Seele und im Endergebnis weit verschieden von dem Prunkstil romanischer Länder; besonders aber möchte ich mit allem Nachdruck betonen, daß die Mutter des Barocks, die Renaissance, genährt von der geheimen, unerlöschlichen Lebens- und Zeugungskraft der antiken Kunst, aus Nichts keimte in jenem Augenblick, da auf dem Acker des nordischen gotischen Stils die letzten Palme verwelkten, ohne Körner für eine künftige Aussaat. Ich habe die Unmöglichkeit einer natürlichen Weiterbildung der Gotik nie so erschütternd empfunden wie gegenüber dem Grabdenkmal der Margarete von Handschuhsheim und ihres Gemahls, des Hans von Angelsheim, in der Dorfkirche von Handschuhsheim bei Heidelberg. Hier sah ich ein Stillestehen der Zeitenuhr in einem bemerkenswerten Augenblick. Ich sah, wie ein hervorragender Künstler, vielleicht Hans Baldassers bester Schüler, als er das Rahmenwerk des Denkmals formen wollte, am Ende seines Lateins war: innerlich fertig mit der Gotik, die ihm nichts mehr sein konnte, der neuen Kunstformen noch nicht teilhaftig, wenigstens seelisch noch nicht; und so begnügte er sich mit zeitlosen Formen, die bemerkenswerter Weise zum Teil an Frühromanisches anklängen, aber als Ganzes einen toten Punkt in der Kunstgeschichte darstellen.

Wenn ich aber von der Ganzheit des Lebensgefühls im Zeitalter des Barocks sprach und spreche, so möchte ich — vielleicht ein etwas ungewohnter Gedanke in solchen Zusammenhängen — vor allem auf das

Vollsaftige, im eigentlichen Sinn Lebensvolle dieses Gefühls hinweisen, als Mahnung für unsere Zeit. Gewiß, üppig sind die Flamländerinnen des großen Barockmalers, des Niederstranken Peter Paul Rubens, und wie die Haut der Liebesgöttin selbst glänzt ihr rosiges Fleisch; und in der That, eine Art Kultus des schönen, die Sinne reizenden Weibes gibt der Zeit ihr Gepräge. Auf einer ernsten Kanzel, von der Gottes Wort gepredigt wird, von der Männer wie Abraham a Santa Clara ihre Hornesworte gegen die Sünden ihrer Höretinnen schleuderten — auf einer solchen Kanzel sehen vielleicht, wie in der Peterskirche zu Würzburg, liebevolle Frauenköpfe mit schöngewellten Haaren zu den Evangelisten und Kirchenvätern herab, sie läuft vielleicht, wie die gleiche Kanzel, unten in einen allerliebsten Frauenkopf aus, den die in den nächsten Bänken Spenden immer vor sich haben. Aber — für neuzeitliche Pharisäer und für solche, die lieber einem engstirnigen Vorurteil folgen als aus den Forderungen der Zeit die nötige Folgerung ziehen, sage ich dies: Die üppigen Flamländerinnen, die amourösen Frauen mit dem koketten Busenausschnitt und den Schönheitspflasterchen, von deren Schultern der Liebesgott seine Pfeile versandte — sie waren auch Mütter und sie wurden es gern, wenn die Natur es ihnen verstattete; und in jener Zeit gebaren selbst Mätressen ihren fürstlichen Liebhabern ein Kind nach dem andern. Ich werde doch nicht Beispiele anführen müssen? — In jener Zeit brauchten die Staatsmänner Europas nicht voll Sorge der nächsten Aufstellung des Geburtenstandes ihrer Länder entgegenzusehen; in jener Zeit gab es noch keine Hauptstadt, wo wie heute in Berlin, jede dritte Frau einen Hund, aber jede siebzehnte ein Kind hat. Jene Zeit hat die ungeheuren Menschenverluste des Dreißigjährigen und des Spanischen Erbfolgekrieges gleichsam spielend ersetzt, und dieser Zeit der Lebensverschwendung ihre Lebensbejahung übel anmerken zu wollen, hieße einem innerlich ganz Gesunden einen Vorwurf aus seinen blühenden Wangen machen. Was will es der Gewalt dieser aus dem Vollen schöpfenden Lebenskraft gegenüber bedeuten, wenn hier ein Künstler den Renuettschritt eines Tanzmeisters noch gezielter als in Wirklichkeit darstellt, wenn dort einer seinen jugendlichen Gott oder Heiligen die Finger noch großartiger spreizen läßt als er es tags zuvor im Theater gesehen hatte, wenn ein dritter in der Häufung der Kunstmittel die Andacht einer Kapelle zum Schwellen steigert, ein vierter seinen tragischen Helden bombastischer sprechen läßt als es im Leben wahrscheinlich sein wird, und wenn ein fünfter vielleicht, ein letzter aus diesem Geschlecht der Vollsaftigen — ich denke etwa an Jean Paul Friedrich Richter — selbst den Garten der Dichtkunst in eine naturhaft wuchernde Wildnis verwandelt? Und, um im Wegblick von der allgemeinen Lebenskraft der Zeit an ihre Hauptleistungen in der Baukunst zu gemahnen: Was wollen Ungulänglichkeiten und Übersteigerungen besagen gegen die Spitzwerke jener großen deutschen Baukünstler, eines Andreas Schlüter, eines Daniel Pöppelmann, eines Johann Dientzenhofer, eines Balthasar Neumann, eines Cosmas Damian Asam, eines Dominikus Zimmermann, eines Johann Bernhard Fischer von Erlach, eines Lukas Hildebrandt — von Männern, die gesalbt waren mit allen heiligen Ölen der Baukunst, als Bändiger von Masse, Raum, Licht und Formen zum Teil die Erfüller der kühnsten Wunschträume?

Noch was! Auch die Menschengestaltung des Barocks verlockt in einer Zeit des Rassegedankens zu kräftigem Hinweis. Der gesunde Mensch,

nicht immer der schnig-straufe, aber meist der wohlgebildet-muskelhafte, oft der titanisch-gewaltige steht links und rechts des Tabernakels auf den Hochaltären der Barockkirchen; selbst an die drei Kreuze von Golgatha schlugen Künstler jener Zeit in der Regel nicht arme, ausgemergelte Risse-täter, sondern vielfach athletisch gebaute Gestalten; der pfeildurchbohrte Sebastian wird zum Apollo, die Mutter Maria ist eine kräftige Gebärerin oder eine junoische Hofbame, die Jungfrau Maria ein entzückend schönes Weib. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine Zeit, die nach Ver-eblung der Rasse strebt, in der Kunst immer und immer wieder den schönen Menschen und nicht sein Gegenteil vor Augen stellen muß; jene Zeit tat dies ganz unberuht. Und dieser schöne Mensch des Barock ist eine Er-scheinungsform des nordischen Menschen, dem nur zuweilen die mächtigere und in den gewaltigen Zusammenhängen wirksamere dinarische Rasse ge-geben wird. Die schöne Frau des Barock in Franken ist die edle Fränkin jener Zeit, mit eisörnigem Gesicht, mit edlem Gliederwuchs, der die Körperverhältnisse der nordischen Rasse — kurzer Oberkörper, hohe untere Gliedmaßen — oft so musterhaft eigen sind wie der herrlichen Schmerzens-mutter am Choraufgang der Michaelskirche zu Bamberg.

Es ist hier am Plage, eine harmlos-liebenswürdige Meinung unter die wissenschaftliche Lupe zu nehmen. Vor Jahren, es war drüben in der Pfalz, sagte im Gespräch über Stammesfragen ein Berufsgenosse zu mir, es sei ihm schon aufgefallen, daß im allgemeinen die katholischen Frauen und Mädchen weichere, lieblichere Gesichter hätten als die seines eigenen Bekenntnisses, nämlich des evangelischen; diese trügen meist herbere Gesichtszüge; und er gab von selbst auch gleich eine Erklärung: Es komme das von dem beständigen Anblick der schönen Madonnen und Heiligen in den katholischen Kirchen. Als ich ihn fragte, wie er sich die Möglichkeit dieses „Abfärbens“ vorstelle, griff er — ein Zeichen, daß er schon nach-gedacht hatte — tiefer und sagte: Wenn Frauen gesegneten Leibes voll Andacht diese schönen Bilder betrachteten und voll Inbrunst davor beteten — und das geschehe doch sehr oft — könne dies nicht ohne Einfluß auf die Frucht ihres Leibes bleiben. — Diese Ansicht hängt natürlich mit der be-kannten Überzeugung des Volkes zusammen, daß äußere Eindrücke in der Zeit der Schwangerschaft für das werdende Kind bedeutungsvoll seien und sich vor allem in körperlichen Malen und Zeichen auswirkten. Ärzte, mit denen man darüber spricht, leugnen dies in der Regel. Und wenngleich ich selbst in einer Zeit wachsender und vielfach so überraschender Erkennt-nisse auf dem Gebiet der Strahlenforschung meine, daß hierüber das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, so möchte ich doch raten, auch hier ein-weilen auf sicheren Erkenntnissen zu suchen. Besteht in der Tat ein Zu-sammenhang zwischen Kunstwert und Menschentum, so geht dies für uns einstweilen auf zweifache Art zu. Die eine hat E. Th. A. Hoffmann richtig erkannt, wie eine Stelle in „Meister Johannes Bacht“ beweist: „Im südlichen Deutschland, vorzüglich in Franken, und zwar beinahe nur ausschließlich in der Bürgerklasse, trifft man solche feine, zierliche Ge-stalten, solche liebliche, fromme Engelsgesichtlein, süße Sehnsucht des Himmels in den blauen Augen, des Himmels Lächeln auf den Rosenlippen, daß man wohl gewahrt, wie die alten Maler die Originale zu ihren Madonnen nicht weit suchen durften.“ Jawohl, die schönen Heiligen sind gewiß sehr oft ein Abglanz schöner Menschen, und insofern ist der Sachverhalt eine Umkehrung jener liebenswürdigen Meinung,

von der wir oben sprachen. Goethes Wort: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen“ gilt ohne weiteres auch vom bildenden Künstler, und es wird eine dankbare, bisher meist vernachlässigte Aufgabe der kunstgeschichtlichen Betrachtung sein, aus den Menschen und Gesichern der Kunst-Werke auf das menschliche Erbbild oder Erscheinungsbild der Künstlerheimat zu schließen. Daneben ist aber auch ein Vorgang möglich, der in umgekehrter Richtung verläuft; die Schönheit der Heiligen färbt nicht unmittelbar auf den frommen Peter ab, kann aber seinen Geschmack, sein Schönheitsempfinden nach bestimmter Richtung lenken und damit die Gattengewahl und die rassistische Auslese beeinflussen: Ein Umweltseinfluß, den die Völker bis zu einem gewissen Grad in ihrer Hand haben und den sie im Sinn einer Rassenveredlung auswerten können.

(Fortsetzung folgt.)

Original-Manuskripte Friedrich Rückerts

im Städtischen Museum von Schweinfurt

Im heiligen Bezirk, der Hochstadt des alten Schweinfurt gegenüber der Johanniskirche, die dem Apostel und dem Häufer geweiht ist, steht das alte Gymnasium, ein schmüder Bau der deutschen Renaissance mit dem charakteristischen Volutengiebel, erbaut im Jahre 1582, also etwa 30 Jahre nach dem „Stadtverderben“ unter dem Schutz des „Bauherrn“ Kilian Göbel, der uns dieses Verderben beschrieben hat, dann ein hochverdienter Wiederhersteller der Reichsstadt wurde, und 1586 als ihr „Reichsvogt“ starb. In diesem Bau, im ersten Stock haben wir — jetzt ist die alte Säulungshalle als Städtisches Museum eingerichtet — das „Rückertzimmer“, das dem Andenken des am 10. Mai 1788 allhier im Schoppachhaus geborenen, größten, sprachlichen Formenkünstlers deutscher Junge gewidmet ist, Friedrich Rückerts. Da sehen wir echte Möbel aus dem Besitz des Dichters, die von Neuses hierher gewandert sind, größtenteils Kirschbaum, aber auch aus Buche, und sein hohes Stiehpult, an dem wir die Länge des Benützers ermessen können, der mit Schiller wohl der körperlich größte deutsche Dichter war, gar aus lackiertem Tannenholz.

In der Ecke, nun an dem Fenster, das auf den friedlichen Kirchplatz hinauschauf, finden wir eine Vitrine (nicht Original) mit Rückertmanuskripten. Links davon hängt an der Wand seine lange dünne Pfeife mit sehr großem Kopf, aus der er gut 2 Stunden tauchen konnte, ohne wieder kopfen zu müssen; darüber an der Wand das Bildchen seiner Frau Luise Fischer und wieder unter diesem Bild das seines Hauses in Neuses.

Betrachten wir zunächst einmal die ältesten dieser Manuskripte: das sind zwei Hefte mit Probearbeiten des 16-, dann 17jährigen Gymnasiasten vom März 1803 und März 1804; in der ersten heißt er „neuer Primaner“, in der zweiten „alter Primaner“; die Jüglinge der Schweinfurter Gelehrtenschule besuchten nämlich sowohl die 6 Klassen der Lateinschule, wie die einzige Klasse des Gymnasiums, die die Prima hieß, je 2 Jahre lang. Wer repetieren mußte, bekam das schöne Prädikat „Trieteritus“ d. i. „Dreijährmann“.

Beide Arbeiten bringen einen „Probestil“, das ist eine deutsch-lateinische Übersetzung, einen lateinischen Aufsatz in der Form der Ehre und

das Bruchstück der damaligen humanistischen Bildung, selbstgefertigte lateinische Hexameter, nämlich versifizierte Fabeln Aesops. Die Schrift ist wunderschön, wie gestochen, die tadellosen Verse künden bereits den großen Formenkünstler an, das Latein ist sehr gewandt, die beiden Aufsätze gebankenreich; die — natürlich lateinisch gestellten — Themata lauten: „In der Jugend sich zu gewöhnen ist ein gut Ding“, und „Junger gewärtig sei seines letzten Tages der Mensch, und keiner kann glücklich heißen, eh von der Erde er schied und stieg in die Grabe“. Diese Probearbeiten, ebenso wie die sehr absteigenden seines jüngeren Bruders Heinrich, sind seiner Zeit vom Gymnasium dem Museum überlassen worden.

Dem Alter nach das nächste Manuscript scheint ein Gedicht zu sein, „Glückstraum“ überschrieben; es ist nicht datiert, kein Adressat genannt, die Schrift ist noch lateinische Currentschrift, die Unterschrift: Friedrich (deutsch). In den gesammelten poetischen Werken Rückerts, Ausgabe Sauerländer findet sich das Gedicht nicht; wir können es also hierher setzen.

„Ich wob in Winternächten
 Mir einen Frühlingstraum,
 Wie nach der Erde Rechten
 Er nie bestand im Raum.
 Wie sollt ich ihn nicht weben
 Nach meinem Sinne ganz
 Aus lauter Licht und Leben
 Aus lauter Glück und Glanz?
 O, sagt mir nicht, es werde
 Davon nichts treffen ein:
 Zu arm sei diese Erde
 Für solchen Himmelschein!
 Ich kann davon nicht lassen,
 Mein Leben hängt daran,
 Ich muß mein Glück erfassen,
 Und sei es stets ein Wahn!“

Dann sehen wir ein Sonett, auf klassischem Boden gedichtet, datiert Rom, 18. Dezember 1817. Rückert hatte seit 1811 in dem freundlichen Pfarrhaus von Manau, das von der Bettenburg, dem Sitz seines alten Gönners, des Reichsfreiherrn Truchsess, etwa eine halbe Stunde entfernt ist, Berkehr und hand dann in Briefwechsel mit dem Pfarrer Eller und Philippine Pehl, die damals als Pensionärin in dem Pfarrhaus weilte. An diese ist das — durchaus nicht geharnischte — Sonett gerichtet, das sich bei dem Rückertbiographen Beyer, nicht aber in den „Gesammelten Werken“ findet. Rückert war über ein Jahr bis anfangs Oktober 1818 in Italien, vornehmlich in Rom und machte dort im April dieses Jahres, die für sein äußeres Schicksal bedeutungsvolle Bekanntschaft des bayerischen Kronprinzen, des späteren Königs Ludwig I.

Das Gedicht ist die Antwort auf eine humoristische Frage, die sich aus dem Inhalt ergibt:

„Es wird an mich aus lieber deutscher Ferne
 Nach Rom gestellt die wunderbare Frage:
 Ob es denn wahr sei, was man draußen sagt,
 Daß hier zu Land man sehe roth die Sterne?“

Gewissenhaft beantwortet' ich es gerne;
Doch gibt es soviel Neues hier am Tage
Zu seh'n, daß nachts gar keine Lust ich trage,
Ob etwas Neu's ich auch von Sternen lerne.

Heut' aber blickt ich nach den Himmelsfunken
Dem Brief zu Ehren, der just angekommen:
Da wollten sie mich wirklich roth bedunken!

Doch ob sie roth sind, in sich selbst entglommen
Nicht weiß ich's: Rothem Wein hatt' ich getrunken,
Des Farbe sie vielleicht nur angenommen."

Philippine Hehl wurde dann die Pfarrfrau Schulz in Pöppelauer; von ihrem Schwiegersohn wurde mitsamt einem Bändchen von Kirche und Pfarrhaus zu Manau das anmutige Gelegenheitsgedicht dem Rüdert-Museum gestiftet.

Das letzte — den Jahren nach — Gedicht, das die Vitrine birgt, sind 6 Distichen, an seinen Biographen Beyer gerichtet, nicht datiert. Die Verse stammen wohl aus dem Jahre 1863, in dem der Fünfundsiebziger Ehrenbürger seiner Vaterstadt Schweinfurt und Meister des Freien deutschen Hochstifts in Frankfurt am Main wurde. Die Schrift ist eine Art Antiqua, die Unterschrift Friedrich Rüdert deutsch. In die Gesammelten Werke wurde es nicht aufgenommen: Es ist wieder ein anmutiges Gedankenpiel, wie es der Dichter liebt, diesmal nicht in Reimen.

„Am 16. Mai ist Glorie volle des Main,

Am 17. bereits neigt er dem Ende sich zu;

Am 16. hat er noch einige Stufen zu steigen

Bis zum Gipfel hinan, Stufen mit Rosen bestreut.

Vor und nachher im Mai sind andere Dichter geboren,

Am 16. allein glaub ich geboren zu sein.

Rühm' ich eines, so rühm' ich ein andres: nicht nur geboren

Bin ich in Mitte des Mals, auch in der Mitte des Mains:

Bom Jeanpaulschen Barentz (sic! er konnte den langen Diphthong
nicht brauchen) bis hinab zum Goethischen Frankfurt

Ist es in Mitte des Laufs, wo mich geboren der Main.

Mainfurt sollte deswegen genannt sein meine Geburtsstadt

Weinfurt ist sie genannt ohne den Fische davor!"

Friedrich Rüdert.

Ob Rüdert, wenn er die neuere Theorie des deutschen Literaturhistorikers Josef Nadler, nach der die großen Dichter eines Stammes an den Grenzen des Stammgebiets geboren werden, so beim fränkischen Stamm Jean Paul an der Ostgrenze, Goethe an der Westgrenze, geahnt hätte, ob er dann auch noch so stolz auf seine Abkunft vom Mittellauf des Mains gewesen wäre? Vielleicht doch! Nicht aus Unbescheidenheit, weil er etwa als Poeten sich so hoch einschätzte, sondern weil er wahrscheinlich mit anderen vernünftigen Menschen die ganze Theorie für ein Hirngespinnst gehalten hätte.

Aber neben Gedichten finden wir auch noch andere Andenken. So sein Visitenkartentäschchen mit den 2 wingigen Visitenkärtlein „Friedrich Rüdert“ und „Luise Rüdert geb. Witthaus“-Fischer. (Sie war die Stieftochter des Archivars Fischer). Dann seine Briefftasche aus dem Jahre 1816, in der er die Briefe seiner Braut vom Jahre 1821 und den im gleichen Jahr entstandenen „Liebeskränling“ aufbewahrte; beides sind einfache, handgestickte Biebermeierstücke; die Briefftasche weist eingestickt die Widmung auf: „Denkmal der Dankbarkeit!“ Dann folgen größere Manuskripte, auch solche von Dramen, die ja seine unglückliche Liebe waren.

So: Saul und David, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen und mit einem Vorspiel; Reuseß Johannes 1842 (in grüne Leinwand gebunden);

und: Die deutschen Kaiser in 5 Schauspielen; erstes Schauspiel König Heinrich I.

Aus seiner Berliner Zeit (1845—48) stammt das Manuskript:

„Das Leben der Gudumod, der ersten Äbtissin des Klosters Sandersheim, beschrieben von ihrem Bruder Agius in Prosa und Versen aus dem Lateinischen übertragen von Friedrich Rüdert. Subscriptio: Berlin 1845.“ Die Schrift ist schon ganz wingig, aber klar.

Daneben sehen wir die Urschrift seiner Evangelienharmonie. „Das Leben Jesu in gebundener Rede“ mit Bleistift geschrieben auf 135 Blättern in Hoch-Oktav.

Von dem Orientalisten Rüdert finden wir weniger Manuskripte: einmal das vollständige Heldengedicht „Rostem und Suhras“ Stücke 1—118, dann ein Sanskrit-Polobular auf vielen einzelnen Oktavblättern; der Dichter malte nicht die altindischen Zeichen nach, sondern schrieb sie in lateinischer Schrift.

Als Kuriosität sei erwähnt die Bestellung von Rüderts Großvater Joh. Rich. R. zum Lehrer in Döberschlag in Sachsen-Reinigen vom 12. Dezember 1759 mit ganz französischer Adresse an den dortigen Pastor.

Dann haben wir noch 3 Briefe aus Rüderts alten Tagen, einen vom Jahre 1858 und 2 vom Jahre 1863, als er schon 76 Jahre alt war; hier ist die Schrift zum Teil schon schwer lesbar. In den 2 letzteren handelt es sich um Rüderts Geburtshaus, das damals strittig war. Sie sind gerichtet an den Gemeindebevollmächtigten Michael Schab, einen alten Achtundvierziger, der auftragsgemäß sich bei ihm erkundigte. In der ersten Antwort ist der Dichter noch unsicher; er sagt: „Mein Geburtshaus ist auf dem Markt, wo mein Vater zuerst wohnte, und zwar von unten heraus an der rechten Seite, wenig entfernt vom untern Eckhaus, wo damals der Herr Stadert (Stadhardt) einen wohlfortierten Kinderpielwaren-(Laden) hatte, den ich besser im Gedächtnis behalten habe als mein Geburtshaus, von dem ich nicht weiß, ob es das nächste an der Wende(?) war, oder ob es weiter hinaus war.“ Unterdessen hatte man aber in Schweinfurt den Kaufbrief gefunden, in dem die Verkäuferin, die Witwe Schoppach den Käufer Fichtel verpflichtet sie mit ihren Angehörigen noch ein Jahr lang mietsfrei im Hause wohnen zu lassen; diese Angehörigen waren aber ihre einzige Tochter Maria Barbara, und ihr Bräutigam, bald Gatte, der Advokat Johann Adam Rüdert, der sozusagen in das Advokaturgeschäft hineinwachte; sein damals schon verstorbener Schwiegervater Schoppach hatte in diesem Hause bereits Advokatenpraxis ausgeübt. Das wurde dem

Dichter mitgeteilt, und er antwortet am 31. Abend des Jahres 63 „gerührt und beschämt“: Nach Auffindung der Urkunde ist für mich kein Zweifel mehr, daß ich im Fichtelschen Hause geboren bin, wo meine Eltern 1787 bis 1788 wohnten. In der folgenden Nacht ist mir plötzlich ein Licht aufgegangen, daß das Fichtelsche Haus mit früh einmal, vermutlich von meinen Eltern (?) mein Geburtshaus bezeichnet worden sei. Also kein Bedenken weiter!

Mit schönstem Gruß und Dank an meine lieben Landsleute
Ihr ergebenster Rükert.

Der erste Brief, datiert „Neuses, 10. Juli 1858 und gerichtet an den Hofrat Heinrich von Segnitz, interessiert uns durch sein Postskriptum. Der Schweinfurter Lieberkranz feierte sein 25jähriges Stiftungsjubiläum am 8. und 9. August und lud dazu durch seinen Vorstand auch den Dichter ein. Der Siebzigjährige lehnte dankend ab und schreibt weiter unten:

„Dir aber, alter Kamerad, meinen schönsten Gruß! Da ich jetzt viel Kirichen an meinen Bäumen habe, wo manchmal ungebetene Gäste ohne Leiter aufsteigen, ist mir eingefallen, wie Du einmal mit meinem Bruder im Nachbargarten meines väterlichen auf dem Kiliansberg auf einen solchen Baum gestiegen warst, und ich Wache stand, wir aber doch von den Eigentümerinnen, den Postfrauenzimmern erwischt wurden“.

Also der jüngere Bruder raubt Kirichen (Heinrich), und der ältere steht Wache; da kommen die Gartenbesitzerinnen, die Postfrauenzimmer (wahrscheinlich 2 Fel. Schoppach, Verwandte des Dichters) dazu: Dieses Idyll sollte man malen!

Anton Dörfler

Der Träger des Volkapreises für deutsche Dichtung

Gelegentlich einer Gedächtnisfeier der R.S.-Kulturgemeinde zum 25. Todestag Wilhelm Raabes am 14. November wurde durch den Amtsleiter der R.S.-Kulturgemeinde Dr. Walter Stang der diesjährige „Volkpreis für deutsche Dichtung“ der Raabe-Stiftung dem Dichter Anton Dörfler in Schweinfurt verliehen, und zwar für seinen Roman „Der tausendjährige Krug“.

Wir horchten zunächst überrascht auf, als wir die Kunde vernahmen; denn Dörfler war in den letzten Jahren fast zu ruhig geworden. Von vereinzelt Märchen und Novellen abgesehen hörte man nichts von ihm. So erfüllte es uns denn mit wahrer Freude, daß er nun gleich mit einem ganz großen Werke vor die Öffentlichkeit trat. Er war also nicht müßig gewesen, hatte gerungen und gearbeitet und sich so zu einem Sieg geführt.

Anton Dörfler ist Franke, wenn er auch in München geboren wurde. Sein Vater war Bayreuther und zog, da der Bub noch ganz klein war, zurück in die fränkische Heimat, nach Würzburg. Der Sohn wurde Lehrer. Aber es litt ihn nicht in der Schule, er wollte frei sein. So begann er denn, vom Traum nach Ruhm und Freude erfaßt, ein gaukelndes Leben von einem Tun zum anderen. Vor mir liegt „Das fränkische Buch“ vom Jahre 1928, das in gedrängter Kürze u. a. auch von Dörflers Leben berichtet. Es mag vielleicht die Fülle der „Verufe“ und etwas grotesk an-